

Petra lenz (Hrsg.)

Ankommen

... in 11 Kurzgeschichten



Petra Lenz (Hrsg.)
Ankommen...in 11 Kurzgeschichten

Petra Lenz (Hrsg.)

Ankommen

... in 11 Kurzgeschichten

Universitätsverlag Potsdam

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Gefördert von dem Koordinationsbüro für Chancengleichheit und dem Ministerium für Bildung, Jugend und Sport



Universitätsverlag Potsdam 2016
<http://verlag.ub.uni-potsdam.de/>
Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam
Tel.: +49 (0)331 977 2533 / Fax: 2292
E-Mail: verlag@uni-potsdam.de

Das Manuskript ist urheberrechtlich geschützt.
Druck: SDL Digitaler Buchdruck
Satz: Frank Schlöffel
Covergestaltung und Illustration: Tobias Schweiger

ISBN 978-3-86956-368-8

Zugleich online veröffentlicht
auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam:
URN <urn:nbn:de:kobv:517-opus4-93241>
<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus4-93241>

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT DER HERAUSGEBERIN

7

Dorothee Mitteldorf

ZU HAUSE

11

Aline Kanis

SAGEN DÜRFEN

21

Vanessa Schilling

NEUE FREUNDE UND GESCHENKE

29

Lena Rabolt

EINE SQWISA FÜR YASHA

39

Petra Lenz

VERLAUFEN

51

Julia Willems

REGEN

59

Patrick Tolxdorf
ZIGARETTEN UND HONIG

71

Anne Luther
ACHTET ALLES EXISTIERENDE

79

Christina Flügel
GUTE BRÜCKE

85

Linn Schulz
RUHETAG

95

Susanne Lauks
HERZENSWÄRME

103

GLOSSAR

115

VORWORT DER HERAUSGEBERIN

Das vorliegende Buch entstand im Wintersemester 2015/16 in einem fachdidaktischen Kurs an der Universität Potsdam, dessen Gegenstand das religionskundliche Lernen im Fach Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde (LER) war. Unter dem Eindruck der durch Europa ziehenden Flüchtlingsströme infolge des syrischen Bürgerkriegs wurde schnell klar, dass unser Fragen nach dem Gelingen religionskundlichen Lernens von den politischen und gesellschaftlichen Ereignissen um uns herum regelrecht durchdrungen war. So nahmen unsere Überlegungen ganz selbstverständlich, dem didaktischen Konzept des Faches LER folgend, ihren Ausgangspunkt in der Lebenswelt. Die allgemeine Fragestellung nach dem besseren Verstehen von Menschen aus anderen Kulturen erfuhr im Seminar eine Fokussierung auf die Herausforderung, die Individualität religiös motivierten Denkens und Handelns zu ergründen und damit besser zu verstehen, wie Menschen alltägliche Situationen nicht nur, aber auch aufgrund religiöser Deutungsmuster erleben. Vor den Kursteilnehmer/-innen stand somit die Aufgabe, ihr im Studium erworbenes Wissen über Religionen und religiöses Denken, Fühlen und Leben in ein Produkt einzubringen, welches es Schüler/-innen ermöglicht, besser die Perspektive ihrer neuen Mitschüler/-innen einzunehmen. Der bei den Schüler/-innen intendierte Kompetenzzuwachs, sich auf die Sichtweise des Anderen einzulassen und Missverständnissen und Konflikten auf den Grund zu gehen, war eine notwendige Voraussetzung für die Arbeit an einem Projekt mit ungewissem Ausgang wie dem unseren. Alle Studierenden des Kurses erfüllten diese Voraussetzungen und brachten sich mit einem nicht hoch genug zu würdigenden Engagement und ihren ganz individuellen Stärken ein. Christina Flügel, Aline Kanis, Susanne Lauks, Anne Luther, Dorothee Mitteldorf, Lena Rabolt, Vanessa Schilling, Linn Schulz, Patrick Tolxdorf und Julia Willems gilt mein Respekt und meine Anerkennung für ihr Engagement in

einem intensiven und diskursiven, nachdenklichen und herausfordernden, lehrreichen und mitunter auch emotionalen Seminar. Unverhoffte und großartige Unterstützung erfuhren wir durch Tobias Schweiger, der von unserem Projekt erfuhr und viele Stunden seiner Freizeit investierte, um zentrale Inhalte der einzelnen Geschichten grafisch umzusetzen. Den Religionswissenschaftlern Dr. Hans-Michael Haußig und Jenny Vorpahl vom Institut für LER der Universität Potsdam sei herzlich gedankt für die kritischen Rückmeldungen zu unserem Manuskript aus religionswissenschaftlicher Perspektive, die uns in der Endphase des Projekts bestärkten.

„Ankommen“ thematisiert unaufdringlich das Verhältnis zwischen Religion und Migration anhand einer Familie, die aus einem unbekanntem und nicht näher bezeichnetem Land nach Deutschland kommt und einer fiktiven Religion angehört. Im Mittelpunkt steht die Familie um Jaro und Malia, die ihre Heimat aufgrund von Naturkatastrophen und politischen Unruhen verlassen mussten. In Deutschland angekommen, werden sie und ihre Kinder Juna, Nenad und Yasha mit zahlreichen Schwierigkeiten konfrontiert. Es fällt ihnen schwer, ihre Religion außerhalb der angestammten Heimat zu praktizieren, da in Deutschland nicht die gleichen naturräumlichen Gegebenheiten anzutreffen sind und auch die gesellschaftlich-kulturell-religiösen Traditionen andere sind. Die fiktive Religion der Ahaqu ist nahezu unbekannt, was zu Irritationen und Missverständnissen führt.

Typologisch handelt es sich bei Ahaquee um eine kleinere, an eine bestimmte Ethnie gebundene Religion, wie es beispielsweise die Jeziden oder Mandäer sind. Die einzelnen Geschichten zeichnen auch in der Gesamtschau kein vollständiges Bild der Religion, womit bewusst offengelassen wird, was es genau mit bestimmten Ritualen, der Heiligen Schrift usw. auf sich hat. Dieser Ansatz ist gewollt, denn auch in der Realität werden wir zunächst in Situationen mit bestimmten Äußerlichkeiten einer Religion konfrontiert und erfahren lediglich inhaltliche Versatzstücke, ohne dass sich uns die tieferen Sinnzusammenhänge der

Religion tatsächlich erschließen. So beobachten wir beispielsweise, dass sich Christen, Juden und Muslime mitunter besonders kleiden oder sich bestimmter Nahrung enthalten. Ebenso beiläufig erfahren wir in alltäglichen Situationen, dass sie die Bibel, die Torah oder den Koran als Heilige Schrift besitzen. Das sind zunächst sehr allgemeine Informationen. Im Unterricht gilt es sie dann zu vertiefen, wenn das oberflächliche Wissen nicht genügt, um das Verhalten einer Person zu verstehen, eine Situation zu analysieren oder ein Missverständnis oder einen Konflikt aufzulösen.

„Ankommen“ wurde von zukünftigen Lehrer/-innen unter einer religionskundlich-fachdidaktischen Perspektive für das interkulturelle und interreligiöse Lernen in der Schule, insbesondere für das Fach Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde (LER) in Brandenburg, konzipiert und geschrieben. Jede Geschichte steht für sich und thematisiert ein Element religiösen Lebens beziehungsweise der Religion unter den Bedingungen des Ankommens in einem fremden Land. Zugleich sind alle Texte inhaltlich-thematisch miteinander verwoben, sodass es möglich ist, sowohl mit einzelnen Geschichten als auch mit dem Buch als Ganzschrift zu arbeiten. Um die ersten, lebensweltlich geprägten Informationen über die Religion Ahaquee mit anderen Texten des Buches erschließen und vertiefen zu können, findet sich unter den einzelnen Kapiteln die Fragestellung *Willst du mehr wissen?* Jeweils drei inhaltlich-religionskundliche als auch lebensweltlich-familiäre Hinweise verweisen auf andere Geschichten im Buch. Anschließend bietet das Buch den Schüler/-innen mit drei unterschiedlich anspruchsvollen Aufgaben die Gelegenheit, ihr Wissen und Können zu erweitern. Die Lehrer/-innen erhalten durch die Aufgaben didaktische Anregungen bei der Arbeit mit dem Buch auf unterschiedlichen Kompetenzniveaus. Den Abschluss des didaktischen Settings stellt eine Impulsfrage dar, die mit *** gekennzeichnet ist und zentrale Begriffe der Texte hinterfragt. In Begriffsnetzen können Synonyme, Gegenbegriffe und verwandte Begriffe dargestellt werden, die zu einem vertieften Begriffsverständnis beitragen

können. Mit dem Vordringen in die Weite der Begriffsbedeutungen wäre so ein möglicher Schritt hin zum Philosophieren gegangen.

Wenn Lehrer/-innen in dem vorliegenden Textband Hilfe und Unterstützung bei der Planung und Gestaltung eines interkulturellen und religionskundlichen Unterrichts finden können, hätte das Projekt „Ankommen“ einen gelungenen Abschluss gefunden. Über Rückmeldungen zu den Erfahrungen bei der Arbeit mit dem Buch würden sich die Autoren/-innen und die Herausgeberin sehr freuen.

Petra Lenz, Mai 2016



Dorothee Mitteldorf

ZU HAUSE

An unseren Tag der Verbindung erinnere ich mich, als wäre er gestern gewesen. Schön und rein wie Quellwasser stand sie vor mir, sie wirkte nervös, aber sie war sicher lange nicht so aufgeregt wie ich. Ihr Blick verriet, was auch ich fühlte: Wir liebten uns von ganzem Herzen, zwischen uns pulsierte positive Energie und wir wussten, dass wir das Richtige taten: an diesem Tag, an dieser Quelle, mit diesen Menschen und mit der Entscheidung, ein Leben lang zusammenbleiben zu wollen.

Seit diesem Tag vor zwanzig Jahren hatte sich Malias Gesicht, das stets Stärke und Selbstbewusstsein ausgestrahlt hatte, verändert. Sie war immer noch die schönste Frau, die ich mir vorstellen konnte, aber die Zeit hatte Falten gezeichnet, die von Schwermut und Sorgen zeugten. Ihr angestrenktes Lächeln hatte in den letzten Tagen vor unserer Abreise mehr Angst als Zuversicht verraten. Das letzte Mal, als ich sie gesehen hatte, hätte ich sie am liebsten umarmt und nie wieder losgelassen. Unsere Flucht hatte ihr Herz zerrissen. Doch dieses zerrissene Herz war in den Jahren unserer Verbindung auch meines geworden und darum litt auch ich. Litt ich jeden Tag und jede Minute und jede Sekunde unserer Trennung, die letzten dreizehn Monate lang. Heute war nun endlich der Tag gekommen, an dem ich sie

wiedersehen sollte. Mein Körper fühlte sich ungewohnt taub an, meine Fingerspitzen waren eiskalt. Gleichzeitig schwitzten meine Hände. Das Atmen fiel mir so schwer, als könnte sich der Brustkorb nicht genug weiten, um die Luft aufzunehmen, die ich brauchte.

Ich hatte eine Flasche mit Wasser aus unserem Raum dabei. Man durfte es zwar eigentlich nicht aus einer Flasche trinken, aber ich wollte Malia unbedingt eine Freude machen und dachte, es sei dennoch besser als nichts. Das größere Problem lag ganz woanders: Das Wasser war zwar von den Ältesten und den Quellenschwestern geweiht worden, aber dennoch war es natürlich kein „richtiges“ Wasser, denn hier gab es keine heiligen Quellen. Aber das wusste Malia noch nicht. Sie hatte monatelang in provisorischen Camps im Ausland ausharren müssen, ohne Quellen, ohne die Heilige Grotte. Ich wusste, dass sie das kaum ausgehalten hatte. Unsere Heilige Grotte bedeutete Malia viel. Sie war schon immer an diesen Ort gegangen, um zur Ruhe zu kommen, um nachzudenken und neue Energie zu tanken. Wenn man nicht wusste, wo Malia war, fand man sie dort. Das Spüren und Aufladen der Energie in der Grotte war für beinahe alle Ahaqu ein fester Bestandteil des Lebens, aber für Malia hatte die Grotte eine noch größere Bedeutung. Ihre Mutter war daheim eine der drei Quellenschwestern gewesen und so verspürte Malia von Kindesbeinen an eine besonders starke Verbindung zum heiligsten Ort der Ahaqu. Sie war immer stark in die Ahaqu-Gemeinschaft eingebunden gewesen, organisierte Hochzeiten und andere Feste, kannte die Mitglieder der Gemeinschaft besonders gut und half, wo sie gebraucht wurde. Malia hatte eine starke Persönlichkeit und ein gelassenes Vertrauen in sich und die Welt entwickeln können, weil sie sich durch die Gemeinschaft gehalten und getragen fühlte und viel Anerkennung erfuhr. In der Heiligen Grotte kamen die Ahaqu zusammen und spürten die Stärke der Gemeinschaft. Nicht zuletzt deshalb war die Grotte ein so wichtiger Teil ihres Lebens.

Doch die Grotte ist Malia genommen worden. Das Wasser hatte sie ihr genommen. Welche Ironie!

Ich blickte mich um. Ich war nicht der einzige Ahaqu, der hier wartete. Viele Männer standen am Busbahnhof. Manche sprachen leise miteinander, andere blickten starr auf den Boden. Wie würde sie aussehen? Noch magerer? Noch erschöpfter? Und die Jungs? Ob mich unser jüngster Sohn Yasha noch erkennen würde? Malia hatte ihm natürlich von mir erzählt und ein Bild von mir musste noch in ihrer Tasche gewesen sein. Aber reicht das, um zu verstehen, dass in uns die gleiche Energie fließt?

Mein Puls beschleunigte sich, als ein Bus einbog und vor uns zum Stehen kam. Ich umklammerte die Wasserflasche mit der einen Hand und wischte die andere an der Hose ab. Viele Menschen strömten aus dem Bus. Ihre Augen suchten die Menge ab und wenn sie gefunden hatten, wonach sie zuvor Ausschau hielten, breitete sich ein Lachen in ihren Gesichtern aus. Ein Lachen wie ein Schrei: Erleichterung und Anklage zugleich. Paare fielen sich in die Arme, Kinder schrien durcheinander, Babys weinten. Eine alte Frau erblickte ihren Mann und sank im selben Augenblick zu Boden. Ich betrachtete für Sekunden das Durcheinander, wandte den Blick aber sofort wieder der Bustür zu, unschlüssig, ob ich helfen oder stehen bleiben sollte. Und dann sah ich sie. Es wurde still um mich. Ich hörte nichts mehr, ich sah nur sie. Meine Frau, meine schöne Frau. Das Blut floss mir aus dem Kopf, meine Beine zitterten. Ich wollte auf sie zugehen, aber ich konnte mich nicht rühren. Sie lief vorsichtig die kleine Treppe herunter. Yasha an der Hand, Nenad dicht hinter ihr. Sie ließ mich nicht aus den Augen.

Wir fuhren direkt zu Avrons Wohnung. Juna wartete schon vor der Tür. Sie rannte auf ihre Mutter und die Brüder zu, dann lagen sie sich lange und schweigend in den Armen. Avron schlug vor, den Jungs die Stadt zu zeigen, damit Malia und ich ein wenig Zeit für uns haben könnten, aber sie mochten nicht. Ich konnte es ihnen nicht verübeln. Die Erschöpfung war ihnen anzusehen. Sie waren blass und abgemagert und aßen kaum von ihrer Suppe, die Juna extra für diesen besonderen Tag gekocht hatte. Um die Zutaten zu bekommen, war sie stundenlang in der

Stadt unterwegs gewesen war, weil es diese hier so schwer zu bekommen gab.

Ich musste mit Malia sprechen. Allein. Ich musste ihr erzählen, was ich ihr am Telefon verschwiegen hatte, denn dieser Gedanke beunruhigte mich seit Tagen.

Malia dachte, sie würde hier wieder zur Ruhe kommen können. Doch konnte man Ruhe finden, wenn man Angst haben muss? Letzte Woche gab es eine große Demonstration in der Stadt. Überall standen Polizisten mit schweren Waffen, sogar Wasserwerfer habe ich gesehen. Sofort tauchten alte Bilder wieder auf. Doch als ich begriff, dass sich der Zorn der Menge gegen Menschen wie mich richtete, erstarrte ich regungslos. Ich verstand nicht... Ich und meine Freunde hatten doch keinem etwas getan? Wie sollte ich Malia erklären, dass es hier in Deutschland Menschen gab, die uns am liebsten so schnell wie möglich wieder loswerden wollten? Nach all den Jahren in Lagern wollte Malia hier endlich den Ort finden, an dem sie mit ihrer Familie einfach nur leben konnte, ohne Angst vor anderen Menschen und einer außer Kontrolle geratenen Natur. Und sie wollte auch einen Platz finden, der dem nahe kam, den sie am schmerzlichsten vermisste!

Ich hatte nicht gelogen. Als sie mich kurz nach meiner Ankunft in Deutschland gefragt hatte, ob es hier eine heilige Grotte gäbe, hatte ich gesagt, es gäbe einen Ort für die Ahaqu.

Und das stimmte ja. Man hatte den geflüchteten Ahaqu in jeder größeren Stadt einen Raum für Gottesdienste (so nannten sie es) zur Verfügung gestellt. Unserer lag im obersten Stockwerk eines leerstehenden Schulgebäudes, in dem auch unsere Sprachkurse stattfanden. Er war ziemlich klein, richtige Messen mit mehr als dreißig Menschen konnten dort nicht stattfinden. Der Raum war gelb gestrichen, die Schultische hatten sie an die hintere Wand bis unter die niedrige Decke gestapelt. Ein paar Zweige mit eingefassten Wassertropfen hingen an der Wand, aber das änderte nichts daran, dass dieser Raum so weit entfernt von allem Natürlichen war, wie es nur ging. Mein Bruder hatte mir erzählt, dass vor einiger Zeit einige Deutsche die Verant-

wortlichen dazu gedrängt hatten, den Ahaqu einen Ort zum Betten zur Verfügung zu stellen. Denn hier in diesem Land gilt das Recht der Religionsausübung für alle Menschen. Mein Bruder und die anderen Ahaqu waren darüber sehr glücklich gewesen. Als der Tag gekommen war, an dem der Raum den Ahaqu zur Nutzung übergeben werden sollte, dachten sie natürlich, man würde sie nun zu einer Grotte führen. Einige kamen mit leeren Flaschen und Werkzeug, um den traditionellen Tropfenschmuck zu schmieden. Im Schulgebäude angekommen, war die Verwunderung groß. Die Meisten sagten nichts und waren beschämt, bis sich ein Mann traute und ganz leise flüsterte: „Kein Wasser?“

„OH DOCH!“, antwortete der Deutsche, der die Aktion geleitet hatte. Er musste sehr laut und deutlich gesprochen haben, glaubte man meinem Bruder, der diese Stelle mit Vorliebe wild gestikulierend und mit übertriebener Mimik nachspielte. „WASSER? JA! MORGEN! K-L-E-M-P-N-E-R! MORGEN!!“. Und dann lachte mein Bruder immer ganz laut, weil ihm diese Geschichte mit den ganzen Missverständnissen so gut gefiel.

„Man hatte an uns gedacht, man wollte freundlich zu uns sein!“, sagte Avron immer und strahlte. Es machte ihm nichts aus, keine richtige heilige Grotte zu haben. Er hatte vergessen, wie es war, wenn wir als Kinder die große Grotte an der heiligen Quelle besuchten. Er hatte vergessen, wie einem der fantastisch modrige Geruch in die Nase stieg, wenn man die Grotte betrat und wie klamm sich Haut und Stoffe nach einiger Zeit anfühlten. Ich hingegen erinnerte mich deutlich. Das Geflüster, das von den Steinwänden widerhallte, die Gesänge der Quellschwester, die die Luft vibrieren ließen, die besondere, ergreifende Stimmung, die so stark fühlbar war, dass man meinen konnte, danach greifen zu können. Wie oft waren wir als Kinder zu spät gekommen und in letzter Sekunde in die Grotte gehetzt, um dann wie aus dem Nichts eingesogen zu werden in diese Welt aus Wasser, Hall und Licht. Im Moment des Eintretens war alles andere vergessen. Der anstrengende Weg den Berg hinauf, der Ärger mit den Schulaufgaben, die Streitereien unter uns Brüdern. In dem Moment, in dem unsere nackten Füße die Grot-

te berührten, waren wir eins, waren wir Teil der Energie, Teil eines Ganzen. Etwas Unerklärliches, nicht Fassbares umgab uns und ließ uns ruhig und friedlich werden. „Würdet ihr euch immer benehmen wie in der Grotte, hätte ich keine Sorgen mehr“, hatte unsere Mutter immer zum Spaß gesagt. Aber es stimmte. Etwas veränderte den Menschen an diesem Ort. Schmerz, Gewalt, Krieg und Leid schienen so weit entfernt, als könnten sie dieses heilige Stück Erde nie erreichen.

Dass das nicht stimmte, mussten wir alle erfahren. Denn dann kamen die Regenfälle, die Verzweiflung zu uns brachten und uns heimatlos machten.

Am nächsten Morgen erwachte ich früh. Ich war es nicht mehr gewohnt, meine Matratze zu teilen und für drei Menschen war hier nicht genug Platz. Wir hatten Yasha nicht überreden können, bei seinen Geschwistern zu schlafen und darum erwachte ich mit kleinen Füßen im Gesicht und einem tauben Arm.

Heute wollte ich Malia die Stadt zeigen. Die Kinder würden sich schnell an alles gewöhnen, da war ich sicher, aber Malia wollte ich besonders behutsam an alles heranzuführen. Sie sollte sich hier zu Hause fühlen. Denn das sollte es werden. Unser Zuhause.

Ich versprach Yasha, dass wir sehr bald zurück sein würden und dankte Juna, dass sie ihn in der Zeit beschäftigte. Dann nahm ich Malias Hand und führte sie zum Park, dem einzigen Ort in der Stadt, an welchem ein bisschen Natur zu finden war.

Malia atmete tief ein, als wir unter den großen Buchen standen. Sie blickte eine Zeit lang auf ihre Füße, die ein Steinchen hin und her stießen.

„Ich weiß, warum wir hier sind.“ Sie lächelte mich von der Seite an. „Du zeigst mir unsere neue Grotte.“ Ihr Blick war erwartungsvoll. „Ich bin so gespannt, ich träume davon seit dem Tag unserer Flucht. In den Nächten im Camp, wenn ich nicht schlafen konnte und um mich herum die Babys schrien und ihre Mütter weinten, da träumte ich mich weg, weg in unsere Heilige Grotte. Ich konnte sie riechen, ich konnte sie fühlen. Diese

riesigen Felswände, was für eine Kraft! An keinem Ort habe ich mich jemals so aufgehoben gefühlt, wie in unserer Grotte. Das Geräusch von plätscherndem Wasser erzeugt bei mir immer ein Gefühl von Geborgenheit. Du kannst dir vorstellen, ich kann es nicht erwarten.“

Mein Magen verkrampfte sich. Ich dachte an den Deutschen, der bei Wasser an einen Klempner gedacht hatte und nicht an Geborgenheit. Aber jetzt fand ich die Lieblingsgeschichte meines Bruders ganz und gar nicht mehr lustig.

„Malia...“

„Gibt es eine Quelle? Los, bitte, zeig sie mir! Komm!“

„Es gibt vielleicht ein Problem.“

Ich war ein Feigling. Ein Feigling und ein Lügner.

„Unser Raum ist am anderen Ende der Stadt. Vielleicht gehen wir lieber morgen.“

Malia schaute mich verständnislos an.

„Aber Liebling... warum? Du hast gesagt, man könne die Stadt schnell durchqueren. Hör zu, ich meine es ernst. Ich kann nicht mehr warten. Keinen Tag länger. Ich fühle mich fremd in dieser Stadt, ich fühle mich fremd, seitdem das Wasser unser Dorf...Jaro, ich brauche Halt. Du kennst mich doch, du weißt, ich finde ihn nur dort. Ich bitte dich.“

Wir gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Ich dachte an den Streit mit Avron kurz nach meiner Ankunft in Deutschland. Nächstelang hatten wir bei Tscha-Tee in seiner Küche gegessen und über die Grotte gesprochen. Ich hatte von meinen Erinnerungen erzählt und versucht, ihn zu überzeugen, dass man nur richtig beten kann, wenn man von Wasser *umgeben* ist. Wie um alles in der Welt konnte er das nur vergessen? Er argumentierte mit deutschen Bauvorschriften und sagte, ich würde davon nichts verstehen. Er sagte, man würde sich daran gewöhnen, ohne Grotte und ohne Wasser zu beten. Dann brachte ich Malia ins Spiel und da wusste auch Avron, dass es hier keine Argumente mehr gab.

„Sie wird verrückt werden ohne eine richtige Grotte“, sagte ich.

Und Avron nicke schweigend.

Ich musste es ihr sagen. Besser früher als später. Ich atmete tief ein und aus, die kühle Luft machte meinen Kopf klar. Ich blieb stehen und legte meine Hände auf Malias Schultern.

„Malia ...“, flüsterte ich, „wir sollten nach Hause gehen. Yasha kann nicht so lange ohne dich bleiben. Ich fühle, dass er dich jetzt braucht.“

Wollt ihr mehr wissen?

- I) Über Jaro und das Leben der Familie in Deutschland erfahrt ihr mehr in „Zigaretten und Honig“ und „Ruhetag“.
- II) Für das Problem mit der Grotte wird Nenad später eine Lösung finden. Mehr dazu lest ihr in der Geschichte „Regen“.
- III) Was mit Energie gemeint ist, erfahrt ihr in „Zigaretten und Honig“, „Achtet alles Existierende“ und „Gute Brücke“.

Aufgaben:

- 1) Warum fällt es Jaro so schwer, Malia die Wahrheit zu sagen? Nennt Gründe für Jaros Entscheidung, Malia die Wahrheit vorerst zu verschweigen!
- 2) Manchmal ist die Wahrheit schwer auszuhalten. Stellt euch vor, Malia hätte vor ihrer Einreise nach Deutschland von Jaro erfahren, dass es keine richtige Grotte gibt. Schreibt aus der Perspektive von Malia einen Brief an ihre beste Freundin in der Heimat, in der sie ihr die Situation schildert und ihre Zweifel und Ängste, Erwartungen und Hoffnungen beschreibt.
- 3) Avron scheint weniger Probleme mit dem provisorischen Raum zu haben als Jaro oder gar Malia. Versetzt euch in die Lage der drei Personen und formuliert aus deren Perspektive Argumente, ob der Raum in der alten Schule die Heilige Grotte ersetzen kann oder nicht. Stellt die Diskussion der drei Akteure in einem Rollenspiel dar.

*** Du wirst feststellen, dass im Text manchmal von der *Heiligen Grotte* die Rede ist und dann wieder von der *heiligen Grotte*. Erstere bezeichnet die Grotte in der alten Heimat, also dem Land, welches die Ahaqu verlassen mussten. Die *heilige Grotte* bezeichnet jenen Ort, den die Ahaqu fern ihrer Heimat nutzen, um ihre Bräuche und Rituale durchführen zu können. Was aber ist das *Heilige* und wann spricht man davon, dass etwas *heilig* ist?



Aline Kanis

SAGEN DÜRFEN

Es sind gerade mal zehn Minuten der ersten Stunde vergangen und Tim fallen fast die Augen zu. „Du darfst jetzt bloß nicht einschlafen“, denkt er sich. Nur ganz kurz die Augen zumachen. Sie werden immer schwerer und schwerer und er merkt, wie sich langsam eine ...

„Tim?“

Tim schreckt auf. Es ist ganz still in der Klasse. „Tim, was ist denn nun die Lösung?“ Der Lehrer sieht ihn mit einem Stück Kreide in der Hand herausfordernd an. Der Druck zu antworten steigt und er versucht mit zusammengekniffenen Augen zu entschlüsseln, was gerade an die Tafel geschrieben wurde. Es sieht aus wie Mathe. Leider reicht das nicht als Antwort.

„42“, flüstert ihm Nenad von hinten zu. Tim zögert nicht und sagt laut: „42.“ Der Lehrer schreibt wortlos die scheinbar richtige Lösung an die Tafel.

„Warum hat er mir geholfen?“, überlegt Tim. Er kennt ihn ja kaum, obwohl Nenad schon seit einiger Zeit in der Klasse ist. Nenad hat ein offenes Gesicht und eine schmale Figur, die durch sein weites und schlecht sitzendes T-Shirt betont wird. Das einzig Auffällige an ihm ist das dunkle Lederarmband mit Tropfen an seinem Handgelenk. „Wer trägt denn als Junge ein

Armband?“, hat sich Tim schon oft gefragt. „Seltsam, dass ich immer noch gar nichts über ihn weiß“, denkt Tim, „aber er gehört ja auch nicht richtig zu uns.“ „DIE wollen sich ja gar nicht integrieren“, brummelt sein Vater immer, wenn im Fernsehen über sie berichtet wird, „Ich hab ja nichts gegen Ausländer, aber DIE passen wirklich nicht hierher. Das funktioniert niemals. Aber das darf man ja nicht sagen.“

Das darf man ja nicht sagen. Ein seltsamer Satz, wie Tim findet. „Wer verbietet es einem denn? Wenn es so ist, wird man doch die Wahrheit sagen dürfen – oder nicht?“ Tim fragt sich auch, wer DIE sind. DIE scheinen sehr wichtig zu sein, da DIE immer mit sehr viel Nachdruck gesagt wird. Aber wer sind DIE? Und gehört Nenad dazu? Tim dreht sich zögernd zu ihm um. Nenad grinst ihn an. Tim hat das Gefühl, etwas sagen zu müssen und nuschtelt: „Danke.“ „Keine Probleme, Quarer.“

Irritiert schaut Tim wieder nach vorne. „Quarer? Was soll das denn bedeuten? War das eine Beleidigung?“ Tim wird ganz heiß und merkt, wie sein Gesicht rot wird. „Auch immer diese Geheimniskrämerei“, hört Tim die Stimme seines Vaters in seinem Kopf, „als hätten die irgendwas geplant. Die wollen sich über uns stellen. Ich sage dir, dass wird alles ganz anders, wenn immer mehr kommen. Irgendwann dürfen wir auch kein Weihnachten mehr feiern und müssen um eine Pfütze tanzen.“

„Was denkt sich dieser Nenad eigentlich, wer er ist? Der wollte mir gar nicht helfen. Der wollte nur zeigen, dass er viel besser in Mathe ist als ich. Der braucht nicht einmal lernen und kriegt trotzdem gute Noten“, grübelt Tim.

„Max, ich komme gern zu deiner Feier“, hört Tim Nenad eine Reihe hinter ihm flüstern. „Das gibt es nicht. Hat Max ihn etwa zu seiner Geburtstagsparty eingeladen? Und warum nicht mich? ICH hätte eingeladen werden müssen, nicht er. Ich bin schon von Anfang an in der Klasse.“ Tim merkt, wie sein roter Kopf immer mehr brodelte. Die 7B gibt es in dieser Formation noch nicht lange, da alle erst vor kurzem von verschiedenen Grundschulen gekommen sind. Nenad kam drei Wochen später dazu. Diese Tatsache ignoriert Tim in seiner Wut.

Es klingelt. Alle springen schlagartig auf und laufen aus dem Klassenraum, bis nur noch Tim und Nenad im Raum sind. „Der wird schon sehen, wer hier der Überlegene ist“, denkt Tim. Er dreht sich um und versucht, so bedrohlich wie möglich zu klingen: „Wie hast Du mich vorhin genannt?“ „Mhh?“ Nenad guckt irritiert. Tim holt tief Luft und wiederholt eindringlich: „Wie hast du mich genannt?“ Nenad antwortet: „Du meinst Quærer? Das ist jemand, der Energie sucht. Weil er verloren geht. Weil er nicht im Fluss ist.“ „Was denn für ein Fluss? Ich gehe überhaupt nicht verloren!“, brüllt Tim. „Doch, doch. Du bist ein Quærer. Sicher.“

Jetzt reicht es Tim. Bevor er zuschlagen kann, hört er eine Stimme: „Was ist hier los?“ Die Klassenlehrerin steht im Türrahmen. Tim weiß, dass er seiner Mutter versprochen hatte, keine Probleme mehr in der Schule zu machen. Sie ist nicht mehr da, aber das Versprechen schon. Er starrt auf den Boden. „Nichts“, sagt Nenad ganz schnell. „Naja, okay...“ erwidert sie und verschwindet auch wieder. Tim packt seine restlichen Sachen und geht. Raus aus dem Zimmer, raus aus der Schule. „Hey, wir haben doch jetzt noch Englisch!“ ruft ihm sein Kumpel Alex hinterher, aber er läuft weiter. „Das ist alles nicht fair“, denkt Tim und rennt von der Schule weg. „Es passt einfach nicht zusammen. Es ist alles so verwirrend. DIE sind doch niemals so nett zu jemandem, der nicht zu ihnen gehört. DIE helfen sich doch nur untereinander. Ist Nenad etwa eine Ausnahme? Oder gehört er nicht dazu? Hat Vater Unrecht? Und wenn es diese Energie-Sache wirklich gibt, warum ist dann alles so schwierig und anstrengend?“

Tims LER-Lehrerin¹ sagt immer, dass es nicht die eine Wahrheit gibt – jeder hat seinen ganz eigenen Blick auf die Dinge. Die Welt ist nicht schwarz-weiß, sondern es gibt verschiedenste Graustufen. Tim denkt, dass das sehr klug klingt. Nur leider

1 LER heißt Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde und wird nur im Land Brandenburg unterrichtet. Vergleichbar ist das Fach beispielsweise mit Ethik, Werte und Normen oder Praktischer Philosophie.

hilft ihm das gerade nicht. Welche Farbe ist denn nun gerade die richtige?

Er kommt zu der Wohnung, in der er jetzt mit seinem Vater lebt. Richtig angekommen fühlt er sich dort nicht. Der Box-Club ist der einzige Ort, wo er sich wohl und anerkannt fühlt. Zu Hause ist nur sein Vater, der gerade in der Küche Zeitung liest. „Hallo, was machst du denn schon hier?“, fragt er. „Ausfall“, nuschelt Tim. Die Erklärung scheint dem Vater zu genügen und er wendet seinen Blick wieder der Zeitung zu.

Tim lässt sich auf einen Küchenstuhl fallen. Er würde ihm so gerne erzählen, was ihm alles durch den Kopf geht. Dass das Boxen das Einzige ist, das ihm momentan Spaß macht. Dass Schule für ihn keinen Sinn hat. Dass der neue Junge in der Klasse ihm heute geholfen hat, obwohl DIE das ja nicht machen. Dass er sich wünscht, dass Mama wieder da wäre.

„Das haben wir jetzt davon, alle ungeprüft reinzulassen“, murmelt der Vater in sich hinein und scheint sich damit auf einen Artikel in der Zeitung zu beziehen. „Ich kann diese Respektlosigkeit nicht nachvollziehen. DIE kommen in unser Land und leben von unseren Steuergeldern. Dafür sollen sie wenigstens nach unseren Werten leben und sich an unsere Gesetze halten! Aber die sind denen doch völlig egal. Schau, was in der Zeitung steht! Eine Gruppe Jugendlicher hat gestern drei Mädchen auf dem Heimweg von der Schule belästigt! Es waren junge Männer, die erst wenige Wochen in Deutschland sind. Das Geld, was DIE bekommen, könnten wir an anderer Stelle viel besser gebrauchen, zum Beispiel für Bildung. Dann wäre auch dein Unterricht nicht ausgefallen.“ Tim ist sich nicht sicher, ob das so einfach funktioniert, aber traut sich nicht nachzufragen. Er hatte Berichte im Fernsehen gesehen, die ein ganz anderes Bild zeichnen: Menschen, die unendlich froh sind, den katastrophalen Umständen in ihren Heimatländern entflohen zu sein und sehr dankbar dafür sind, bei uns Aufnahme gefunden zu haben.

„DIE sollte man gar nicht erst reinlassen“, führt Tims Vater fort. „Aber wo sollen DIE denn hin?“, platzt es aus Tim heraus. „Müssen wir nicht irgendwie helfen?“

Tims Vater sieht ihn irritiert an. Eigentlich stimmt Tim seinem Vater immer nur abwesend zu, um sich nicht enden wollende Monologe zu ersparen. Aber jetzt hatte Tim das Gefühl, etwas sagen zu müssen.

Der Vater erwidert stirnrunzelnd: „Nun, anderen helfen ist natürlich ehrenhaft, aber die Frage ist, auf wessen Kosten. Können wir es uns angesichts unserer eigenen Probleme überhaupt leisten, anderen zu helfen? Hier ist auch nicht alles rosig: Kinder-Armut und Arbeitslosigkeit sind immer noch aktuelle Themen. Außerdem haben wir doch gar nicht die Mittel: Es wird so schon nicht genügend in die Bildung gesteckt und bezahlbare Wohnungen gibt es auch kaum. Wir sollten erst uns selbst helfen, bevor wir uns um andere kümmern.“

Tim weiß nicht, was er darauf antworten soll. In Erdkunde haben sie mal darüber gesprochen, dass die Menschen in Deutschland immer weniger werden. Aber er weiß nicht, wie er daraus etwas formulieren soll, das gegen die Überzeugung seines Vaters ankommen könnte und diese nicht noch mehr befeuert. Außerdem würde er sowieso viel lieber von Nenad erzählen und dass er ihm heute gleich zweimal geholfen hat. Einfach so. Würde das sein Vater überhaupt gelten lassen? „Komisch“, denkt Tim, „dass ich jetzt so Partei ergreife, obwohl ich vorhin selbst noch so gezweifelt habe.“

„Ich muss jetzt los zum Spätdienst“, sagt der Vater, legt die Zeitung weg und steht auf. „Das wird heute Abend wieder spät. Du weißt ja, seit Mama...“ Der Vater verstummt. Da war es wieder. Das unaussprechliche Thema. „Wenn ich noch ein paar Überstunden zusammenkriege, können wir beide vielleicht mal einen Ausflug am Wochenende machen. Im Gegensatz zu anderen muss ich dafür hart arbeiten“, fängt er noch einmal an und versucht dabei zu lächeln. Die Sorgen, die ihn nachts wachhalten, lassen das Lächeln sehr müde aussehen. „Es sind noch Nudeln mit Tomatensoße für heute Abend im Kühlschrank. Bis später!“

Am Nachmittag geht Tim zum Boxen. Das Gespräch mit seinem Vater beschäftigt ihn. Mit seinen Freunden im Box-Club

kann er darüber nicht reden. Die interessieren sich für sowas gar nicht, sondern geben immer nur an, wie krass sie für Wettkämpfe trainieren. Gedankenverloren sitzt Tim auf der Bank und starrt auf den Boden. Auf einmal steht sein Box-Trainer vor ihm. „Tim, ist alles in Ordnung?“ „Ich weiß nicht. Ich...“ Tim verstummt und schaut wieder auf den Boden. Der Trainer sieht ihn nachdenklich an. „Ich kriege doch mit, dass du dir scheinbar über etwas Gedanken machst. Willst du darüber reden?“

Wollt ihr mehr wissen?

I) Wollt ihr wissen, ob sich Tim und Nenad auf der Geburtstagsfeier von Max treffen und was dann passiert? Dann lest „Neue Freunde und Geschenke“.

II) Nenad trägt ein Tropfenarmband. Was es damit auf sich hat, könnt ihr in der Geschichte „Regen“, „Gute Freunde und Geschenke“ und „Zigaretten und Honig“ lesen.

III) Mit welchen Herausforderungen und Problemen Nenad beim Ankommen in Deutschland konfrontiert wird, steht in „Verlaufen“.

Aufgaben:

1) Beschreibt, warum Tim so wütend auf Nenad ist.

2) Als die Klassenlehrerin in der Pause Tim und Nenad im Klassenraum antrifft, ist Tim kurz davor, auf Nenad einzuschlagen. Worum es geht, weiß sie aber nicht. Findet Gründe, die zum Konflikt von Tim und Nenad führen.

(Tipp: Zeichnet einen Berg auf ein Blatt Papier. Trennt nun die Bergspitze durch eine horizontale Linie vom übrigen Berg. Die Bergspitze steht für all das, was vom Konflikt sichtbar ist (bspw. Mimik, Gestik, geballte Fäuste). Schreibt diese beobachtbaren Elemente an die Bergspitze. In den unteren Teil des Berges schreibt ihr all das, was auch zum Konflikt gehört, dem Beobachter aber verborgen bleibt (bspw. Gedanken, Gefühle, Werte). Benutzt für die verborgenen Bestandteile des Konflikts von Tim und Nenad unterschiedliche Farben.)

Diskutiert, welches Problem Tim mit Nenad hat. Schreibt eure Antworten jeweils auf einen Zettel und heftet diesen an die Tafel. Vergleicht nun eure Antworten. Was stellt ihr fest?

3) „Tims LER-Lehrerin sagt immer, dass es nicht die eine Wahrheit gibt – jeder hat seinen ganz eigenen Blick auf die Dinge. Die Welt ist nicht schwarz-weiß, sondern es gibt verschiedenste Graustufen.“

Macht euch selbst auf die Suche nach der *Wahrheit* über DIE Menschen, die aus anderen Ländern zu uns kommen. Recherchiert in Zeitungen oder im Internet und befragt Verwandte, Bekannte und Freunde nach ihren Erfahrungen. Sortiert eure Ergebnisse nach Übereinstimmungen und Unterschieden und gestaltet dann ein Plakat, auf welchem ihr Zahlen, Fakten, Meinungen und Forderungen übersichtlich anordnet. Formuliert in höchstens drei Sätzen eure *Wahrheit* über DIE Menschen, die wie Nenad zu uns gekommen sind. Diskutiert anschließend eure *Wahrheiten* und versucht zu erklären, was es mit dem Satz von Tims LER-Lehrerin auf sich hat.

*** Was ist eigentlich *Wahrheit*?



Vanessa Schilling

NEUE FREUNDE UND GESCHENKE

6:00 Uhr früh. Der Wecker klingelt. Zerstrubbelte Haare und nur noch 20 Minuten Zeit! Ich sprinte zum Bahnsteig und steige in eine überfüllte Bahn. Enge. Der Mann neben mir riecht komisch. Einige Leute starren mich an.

Die Bahn hat Verspätung. Kurz vor dem Klingeln erreiche ich das Schulgebäude. Ich renne zum Klassenzimmer. Die Tür ist schon zu. Ich schaue auf die Uhr. Es sind doch noch drei Minuten bis zum Stundenbeginn. Die Deutschen und ihre Pünktlichkeit!

Ich öffne die Tür und betrete den Raum. Als ich Max erblicke, husche ich schnell durch den Raum und setze mich auf den freien Platz neben ihm. Heute ist seine Geburtstagsfeier, zu der ich eingeladen wurde. Ich freue mich schon wahnsinnig darauf. Im nächsten Moment beginnt Herr Meier seinen Unterricht, wie immer pünktlich auf die Sekunde, um 8 Uhr.

Die ersten 15 Minuten der Unterrichtsstunde ziehen sich wie alter Kaugummi. Ich schweife mit den Gedanken ab und frage mich, wer wohl noch alles zur Feier von Max kommt. Plötzlich wirft mir Herr Meier einen strengen Blick zu und fragt mich: „Nenad, vielleicht kannst du uns die Lösung der nächsten Aufgabe nennen?“ Überrascht und etwas verdattert schaue ich ihn

an. Zum Glück haben wir Bruchrechnung in der Schule in meiner alten Heimat bis zum Abwinken üben müssen. „ $\frac{3}{4} + \frac{1}{6} = \frac{9}{12} + \frac{2}{12} = \frac{11}{12}$ “ Puh, denke ich, da bin ich nochmal davongekommen. Ich mag den Matheunterricht, denn in jedem Land sprechen die Zahlen die gleiche Sprache.

Der Rest des Schultages vergeht wie im Fluge. Mit dem Klingeln schnappe ich meine Tasche und mache mich aufgeregt auf den Heimweg. Zu Hause fragt meine Mutter, wie mein Tag war. Ich berichte ihr von Herrn Meier, seinem strengen Blick und meiner richtigen Antwort im Matheunterricht. Dann fasse ich mir ein Herz und frage meine Mutter, ob ich mir für den Geburtstag heute unsere Schale der Energie ausleihen darf. Mit ernstem Blick sieht sie mich an und sagt: „Du weißt, dass wir die Schale den weiten und beschwerlichen Weg von Zuhause mitgenommen haben. Stets haben wir sie behütet. Sie ist eines der wenigen Stücke, die uns aus unserer Heimat geblieben sind. Sie wäre schon einmal fast gestohlen worden, du weißt es. Sie ist unersetzlich...“ Ich unterbreche meine Mutter mit einem Augenrollen und sage hastig: „...Ich weiß natürlich wie wertvoll sie ist, aber wie sollen wir den Geburtstag von Max ohne sie richtig feiern? Wie soll ich ihm denn ohne die Schale das ‚Wasser des Lebens‘ überreichen? Es gehört sich nicht, ohne diese Gabe zu einem Geburtstag zu gehen! Bitte Mutter, ich hätte die Schale so gern.“ Mit einem weniger ernsten Blick und einem Lächeln nickt meine Mutter mir zu. „Ja, da hast du Recht. Es gehört sich nicht, ohne die Gabe zu erscheinen. Ich gebe sie dir.“ Meine Mutter steht auf, geht in das Schlafzimmer und kommt mit der Schale zurück. Sie sieht noch so aus, wie ich sie in Erinnerung habe. Es ist eine Schale aus Ton. Von außen ist sie mit den Scherben eines Spiegels besetzt. Sie sind so in den Ton eingelassen, dass man sich nicht an ihnen schneiden oder verletzen kann. Man sagt, sie spiegeln das „Ich“ desjenigen, der hineinblickt. So wird einem das Altern Jahr für Jahr vor Augen gehalten. Außerdem sollen die Spiegel das Innere der Schale schützen, indem sie das Böse reflektieren. Denn im Inneren des Gefäßes befindet sich ein Bild aus bunten Mosaiksteinen. Auf

der einen Seite der Schale ist ein Säugling abgebildet, auf der anderen befindet sich die Silhouette eines alten Mannes. Dieser Kontrast steht sinnbildlich für die Entwicklung der Menschen im Laufe ihres Lebens.

Seit einer Woche habe ich mich auf den heutigen Tag gefreut. Obwohl das Wetter schlecht ist, mache ich mich freudestrahlend auf den Weg. Ich trage mein einziges Hemd. Es ist nicht das schönste und es passt auch nicht richtig, aber ich möchte am Geburtstag von Max festlich aussehen. Auf der Kommode in meinem Zimmer steht die Schale. Vorsichtig nehme ich sie in beide Hände und befülle sie mit dem Wasser des Lebens. Einmal im Jahr, zur Sommersonnenwende, weihen die Quellenschwestern Wasser. Dieses muss in der Nacht zuvor aus einem klaren Bach oder einer Quelle geschöpft werden. In einer Zeremonie, an der mindestens elf erwachsene Ahaqu teilnehmen, weihen drei Quellenschwestern das Wasser. Dabei rezitieren sie Verse und bewegen sich anmutig um das Wassergefäß. Das so geweihte Wasser wird in einer extra dafür vorgesehenen Vertiefung im Boden unseres Raumes aufbewahrt und mit einem unserer dicken Teppiche abgedeckt. Für uns Ahaqu ist dies ein ganz besonderer Tag. Ich bin sehr froh, dass wir vor einigen Wochen endlich zum ersten Mal Wasser weihen konnten. Zuvor war dies nicht möglich, da zu wenige Ahaqu in Neustadt wohnten, um die Zeremonie durchführen zu können.

Als ich aus meinem Zimmer komme, wartet meine Mutter schon an der Tür. „Nenad, ich möchte dich gern begleiten“, sagt sie. Mit großen Augen schaue ich sie an und frage mich, wieso das sein muss. Sie schaut mich an und spricht weiter: „So kann ich wenigstens auf dem Weg noch ein Auge auf die Schale haben und im Notfall vielleicht verhindern, dass sie zerbricht.“ Da ich weiß, wie wichtig ihr die Schale ist, nicke ich ihr zu und lasse das Ganze über mich ergehen. Gemeinsam gehen wir aus der Wohnung zur Bushaltestelle, zum Glück sind es nur zwei Stationen zu Max. Den ganzen Weg über trage ich die Schale in beiden Händen, um keinen Tropfen des geweihten Wassers zu verschütten. Im Bus ist es sehr voll. Heute schauen mich die

Leute noch komischer an als sonst. „Du Mama, warum hat der Junge eine Wasserschüssel dabei?“, fragt ein kleiner Junge, zwei Sitze neben uns. Ein wenig erschrocken und leicht errötend antwortet seine Mutter: „Pssst Felix, nicht so laut. Das weiß ich nicht, außerdem gehen uns die Sachen anderer Leute nichts an!“ Ein Junge, der eine Schale mit Wasser durch die Gegend trägt, scheint hier nicht üblich zu sein. Komisch, dass das hier keiner kennt. Was schenkt man sich denn hier zum Geburtstag, frage ich mich. Hoffentlich versteht Max die Bedeutung meiner Gabe. Die Durchsage im Bus reißt mich aus meinen Gedanken. „Gartenstraße“ krächzt es aus den Lautsprechern. Plötzlich bremst der Bus, es ruckelte und alle Passagiere drängelten sich zur Tür. Mir scheint es, als hätten sie alle Angst, die Haltestelle zu verpassen. Bevor der Bus zum Stehen kommt, ruckelt es noch einmal kräftig. Ich verliere das Gleichgewicht und stolpere seitlich gegen einen älteren Herren, der mich sogleich anblafft: „Man Junge, kannst du nicht aufpassen?“ Auf einmal fangen die Leute an, mich weiter Richtung Tür zu schieben. Ich rufe: „Heeeeeey, was soll denn...?“ Doch da ich so damit beschäftigt bin, keinen Tropfen des heiligen Wassers zu verschütten, verstumme ich. Plötzlich höre ich meine Mutter rufen: „Nenad, halt dich an mir fest.“ Ich sehe, wie sie mir ihre Hand entgegenstreckt. Zum Glück ist sie bei mir. Wir steigen als letzte Passagiere an der Haltestelle aus und laufen die Straße entlang. Eine letzte Hürde, keinen Tropfen zu verschütten.

Max wohnt in einem weißen Haus mit einer grünen Tür und einem goldenen Klingelschild. Ich läute zweimal. Max macht mir mit leuchtenden Augen die Tür auf. „Schön, dass du da bist. Komm rein.“ sagt er. Ich drehe mich zu meiner Mutter um und verabschiede mich. Sie gibt mir einen Kuss auf die Stirn. Ich laufe rot an, weil es mir peinlich ist, dass meine Mutter mich begleitet und zum Abschied auch noch küsst. Max merkt mir das ungute Gefühl an und muss schmunzeln. Beim Hineingehen sagt er zu mir: „Oh man, wann merken sie endlich, dass wir keine kleinen Kinder mehr sind?“ Im Wohnzimmer sitzen die anderen Gäste. „Stell dein Geschenk einfach auf den Tisch

zu den anderen, wir packen sie nachher gemeinsam aus.“ sagt Max. Ich schaue mich im Wohnzimmer um. In der Ecke steht ein Tisch, der mit buntverpackten Päckchen beladen ist. Ich vermutete, dass diese Päckchen wohl die „Ge-schen-ke“ sein müssen. An einer kleinen Ecke ist gerade noch genügend Platz, um die Gabe der Energie abzustellen. Kurz darauf ruft die Mutter von Max: „Kinder, es gibt Kuchen!“ Alle laufen zum Tisch und jeder will der Erste sein. Gerade als ich dabei bin, die Gabe für Max zu platzieren, höre ich eine Stimme hinter mir: „Platz daaaaaa, ich kommeeee!“ Ich höre trampelnde Schritte hinter mir, sie kommen immer näher. Ich spüre einen schmerzenden Hieb in die Rippen und schreie laut auf: „Auaaaa!“ Tim hatte mich beim Vorbeirennen mit seinem Ellenbogen erwischt. Ich straucele und die Schale der Energie gleitet mir fast aus den Händen. Ich fuchtle in hastigen Bewegungen herum und versuche die Schale wieder zu fassen zu bekommen. „Puh, zum Glück! Ich habe sie wieder.“ Ich bin erleichtert. Ich schaue auf den Boden und sehe ein paar verschüttete Tropfen. Ich lege die Stirn in Falten und ärgere mich. Tim stoppt, dreht sich um, schaut mich mit einem verachtenden Blick an und sagt: „Was ist denn mit dir nicht in Ordnung? Erst stehst du im Weg rum und nun guckst du, als wärst du sauer. Etwa wegen dem bisschen Wasser, was du verschüttet hast? Sei doch zufrieden, dass es nur Wasser ist, so bleiben nicht einmal Flecke auf dem Teppich zurück!“ Er zwinkert mir gehässig zu, kommt zurück und wischt mit dem Ärmel seines Pullovers alle Tropfen auf. Als er fertig ist, steht er auf und sagt: „Siehste, alles weg.“ Er setzt sich an den Tisch. Rasend vor Wut möchte ich ihm die Meinung geigen. Am liebsten würde ich ihm sagen, dass er nur neidisch ist, weil ich zuerst eine Einladung von Max bekam. Doch bevor ich Luft holen konnte, kommt die Mutter mit einer riesigen Torte aus der Küche, die mit brennenden Kerzen bestückt ist. Dann stellt sie die Torte auf den Tisch und plötzlich beginnen alle zu singen: „Zum Geburtstag viel Glück, zum Geburtstag viel Glück...“ Ich kenne das Lied nicht und versuche leise die Melodie zu summen. Max pustet die Kerzen aus und schließt fest die

Augen. Danach fangen alle an zu klatschen. Die Mutter verteilt an jeden ein Stück Kuchen. Sie sagt: „Lasst es euch schmecken, Jungs!“ und verschwindet wieder in der Küche. Während ich den Kuchen verdrücke, schaue ich mich um und wundere mich, dass keine Erwachsenen am Tisch sitzen. Ich erinnere mich an meine Heimat. Zuhause treffen sich alle Familienmitglieder bereits zum Mittag und essen gemeinsam. Max reißt mich aus meinen Gedanken und fragt: „Schmeckt dir mein Geburtstagskuchen? Wenn wir aufgegessen haben, packe ich endlich meine Geschenke aus. Darauf freue ich mich schon den ganzen Tag.“ Ich vermute zwar, dass es die buntverpackten Päckchen sein müssen, um mich zu vergewissern frage ich jedoch noch einmal nach: „Ge-schen-ke? Was ist das?“ „Alter, hast du noch nie ein Geburtstagsgeschenk bekommen?“ fragt Max stirnrunzelnd. Während er nach hinten zu den buntverpackten Päckchen zeigt. „Haha, du bist ja vielleicht schräg!“, tönt es durch den Raum. Ich ignoriere den Zwischenruf und antworte auf die Frage von Max: „Nein, Geschenke gibt’s bei uns nicht.“ „Sondern? Nun erzähl schon! Wie ist es denn dann bei euch?“ fragt Max eindringlich. Ich hole tief Luft und beginne zu erzählen. Max und die anderen schauen mich gespannt an. „Also, bei uns ist das so, dass der Geburtstag ganz eng mit dem... Wie sagt man? Glauben? Ja, eng mit dem Glauben verbunden ist. Alle Familienmitglieder treffen sich und pilgern danach zu unserer Heiligen Grotte. Außerdem feiern wir den Geburtsmonat, nicht den Tag. Ich bin im Mai geboren, also gehe ich im Mai mit meiner Familie zur heiligen Grotte und treffe dort alle anderen Maigeborenen, jüngere und auch alte. Gemeinsam betreten alle die Grotte und hören den Gesängen der Quellenschwestern und den Worten der Ältesten zu. Der Rat der Ältesten erinnert an den Glauben und die Einhaltung unserer Gebote. Wenn die Reden vorüber sind, sucht sich jedes noch nicht mündige Geburtsmonatskind einen mündigen Ahaqu, mit dem es zusammen den Tropfenschmuck fertig.“ „Tropfenschmuck? Was soll das sein? Das habe ich ja noch nie gehört“, stellt Max ungläubig fest. „Das hier ist Tropfenschmuck!“, sage ich und ziehe dabei meinen durch Knöpfe eng

geschlossenen Hemdärmel ein wenig nach oben. Jetzt kann Max das Armband sehen, das ich jeden Tag trage. An einem dunklen Lederband hängen meine zwölf Tropfen des Lebens. „Wow, Nenad, die sieht echt schön aus“, sagt Max, als er das Armband näher betrachtet. Die Tropfen spiegeln sich in seinen Augen, jeder von ihnen hat oben eine kleine Metallfassung und ist bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt, das sich hin und her bewegt während ich atme. „Mein großer Bruder hat zu seiner Konfirmation auch eine Kette bekommen. Die sieht aber ganz anders aus als deine, allerdings trägt er sie nie“, erzählt Max. „In unserer Kultur hat die Kette eine sehr große Bedeutung. Jeder Ahaqu hat seine eigene. Mit jedem Lebensjahr, das man neu beginnt, kommt ein Tropfen hinzu. Das Wasser, das in den Tropfen eingeschlossen ist, steht für die Lebensenergie.“ Als ich aufstehe, um die Gabe der Energie vom Geschenketisch zu holen, verfolgen mich gespannt die Augen der anderen Geburtstagsgäste. Mit der Schale in beiden Händen komme ich zurück. „Das hier ist mein ‚Geschenk‘ für dich. Die Gabe der Energie, das Wasser aus unserer heiligen Grotte, soll dir ... ähm ... ‚Kraft‘ ... spenden für das neue Lebensjahr, das du nun beginnst. Mit diesem Wasser werden auch die Tropfen unserer Ketten befüllt“, sage ich, als ich Max die Schale überreiche. Er nimmt die Schale vorsichtig entgegen, schaut mich verdutzt an und sagt ein wenig unbeholfen: „Danke Nenad, ich werde die Schale in Ehren halten.“ Ich muss ein wenig lachen und erinnere mich an den kleinen Jungen aus dem Bus, der hatte auch keine Ahnung, welche Bedeutung die Schale hat. Obwohl ich es ein bisschen lustig finde, dass wir so aneinander vorbeireden, versuche ich zu erklären: „Nein, nein Max. Du sollst nicht die Schale behalten, sondern das heilige Wasser trinken, damit du die Energie für das neue Lebensjahr in dich aufnimmst. Ich musste meine Mutter ganz schön sagen... Ähm nein, wie sagt man?... Überreden? Ja, überreden, dass ich die Schale heute überhaupt mitbringen durfte. Sie ist sehr wertvoll, denn nur aus einem solch reinen Gefäß dürfen wir das geheiligte Wasser trinken.“

Max schließt seine Augen, führt die Schale zu den Lippen und trinkt mit zwei kräftigen Zügen die Schale leer. Er atmet tief ein und aus, öffnet die Augen und schaut mich an. „Das war das aufregendste und spannendste Geschenk, das ich jemals bekommen habe.“

Wollt ihr mehr wissen?

- I) Ihr wollt mehr über Nenad erfahren? Dann lest die Geschichten „Regen“ und „Verlaufen“.
- II) Das Tropfenarmband spielt eine wichtige Rolle beim Ritual des Erwachsenwerdens. Ihr erfahrt es in „Regen“.
- III) Weitere Informationen über die Bedeutung der Schale findet ihr in „Eine Sqwisa für Yasha“.

Aufgaben:

- 1) Nennt Gründe, warum der Mutter und auch Nenad die Schale so wichtig ist.
- 2) Stellt euch vor, ihr müsstet plötzlich eure Wohnung, eure Stadt und auch euer Land verlassen. Ihr dürft nur eine kleine Tasche als Handgepäck mitnehmen (Viele Fluggesellschaften geben die Größe für Handgepäck bspw. mit 55 cm x 40 cm x 23 cm an). Was würdet ihr hineinpacken? Begründet eure Auswahl.
- 3) Stellt gemeinsam eine Tropfenkette her. Geht dabei wie folgt vor:

Findet euch in kleinen Gruppen zusammen und verabredet, wer welches Material für das Tropfenarmband besorgen kann. Ihr benötigt ein Lederband, kleine, verschließbare Gefäße, evtl. einen Verschluss und etwas Wasser. Bastelt dann *gemeinsam* ein Tropfenarmband.

Diskutiert anschließend, was ihr während der gemeinsamen Arbeit erlebt habt. Hier einige Fragen, die euch helfen können:

- › Was ist euch gut gelungen, was nicht?
- › Welche Gründe gab es für das Gelingen oder Scheitern?
- › Was habt ihr über euch selbst und die anderen Gruppenmitglieder erfahren?

Formuliert abschließend eine Erklärung für den Brauch der Ahaqu, *gemeinsam* den Tropenschmuck herzustellen.

*** Was meinen eigentlich die Ahaqu, wenn sie von *Energie* sprechen?



Lena Rabolt

EINE SQWISA FÜR YASHA

Es war einer dieser trüben Tage, an denen es nicht hell werden wollte. Die Wolken hingen dick und schwer am Himmel und trotz des Windes, der da draußen blies und die Blätter umherwirbelte, schien die Wolkendecke unverrückbar dort oben festzukleben. Grau, ein bisschen weiß, an manchen Stellen fast schwarz – es war nur eine Frage der Zeit, bis der Regen aus ihnen herausplatzen und den grauen Asphalt überfluten würde. Draußen vor dem Krankenhaus lief ein junges Pärchen im Slalom um die Pfützen. Die Frau war hochschwanger, sie sah angestrengt aus und atmete schwer. Scheinbar erwartete sie in Kürze ihr Kind. Ihr Mann war bemüht, sie sicher zum Eingang des Krankenhauses zu begleiten. Er hielt sie eingehakt am linken Arm, um seine rechte Schulter hing eine schwere, blaue Tasche, in der vermutlich einige Utensilien für den Krankenhausaufenthalt waren. Malia beobachtete sie durch die orangefarbenen Jalousien. Ihre Augen waren mindestens so schwer wie die Wolkendecke am Himmel. Sie war müde, konnte hier einfach nicht richtig schlafen; alles war so steril, dann dieser eigenartige Geruch. Und von überallher drangen Geräusche: Hier ein Surren, da Schritte, die Sirenen des Rettungswagens, Yashas Husten. Sie betrachtete das Paar sehr lange und fragte

sich, ob sie wüssten, dass sie mit der Geburt ihres Kindes fortan kein sorgenfreies, unbeschwertes Leben mehr führen könnten: Ein Kind wird geboren, ein schutzloses, hilfsbedürftiges, kleines Menschlein. Es wird hineingeworfen in diese große, weite Welt, in der es ohne die Fürsorge seiner Eltern nicht überleben kann. Oh ja, sie kannte dieses Gefühl zu gut. Drei gesunde Kinder hatte sie zur Welt gebracht und seither war dieses Gefühl da... *Du musst sie beschützen, du musst sie ins Leben führen und so gut begleiten, wie du nur kannst.* Sorgen, Ängste, was hatte sie nicht zuletzt alles durchgestanden, um hier, in diesem Land, anzukommen. Die lange Trennung von ihrer Erstgeborenen und ihrem Mann. Das Vertrauen, dass alles gut werden würde. Aber war es jetzt gut? Und wo war sie jetzt angekommen? Im Sankt Annen Krankenhaus. Auf Station 4, Zimmer 206.

Erst leise, dann immer lauter, schließlich direkt vor der Tür waren die Schritte zu hören, die schnell den Gang herabeilten. Es mussten Männerschritte sein: energisch, laut, schwer. „Bitte weiterlaufen, bitte nicht jetzt.“ Yasha schlief seit 20 Minuten, es dauerte lange, er hatte geweint und schließlich gelang es Malia, ihn in den Schlaf zu wiegen. Sie wollte nicht, dass er durch irgendeinen Arzt geweckt würde. Außerdem verstand sie kaum ein Wort ohne Onkel Avron oder Juna. Wie Malia es hasste, sich nicht verständigen zu können. Sicher, mit Händen und Füßen ließ sich einiges erreichen: „Bitte noch einen Tee“, „Wo finde ich frische Waschlappen?“ – vor allem Schwester Stephanie verstand Malias Zeichensprache mittlerweile sehr gut. Aber die Situation erschien hoffnungslos, sobald die Ärzte das Zimmer betraten. Malias Herz pochte dann so stark, dass sie meinte, man könne es durch ihre Bluse pulsieren sehen. Sie schämte sich. „Wie geht es meinem Jungen, meinem Yasha? Warum ist der Husten wieder schlimmer geworden, obwohl wir schon eine Woche hier sind? Wann sinkt das Fieber endlich? Und vor allem: Wird er wieder richtig gesund?“ Diese Fragen brannten ihr auf der Seele und obwohl Onkel Avron, Juna und auch ihr Mann Jaro für sie übersetzen, wollte sie doch auch selber fragen. Sie war schließlich seine Mutter! Sie musste ihn beschüt-

zen. So kam es, dass sie meist nur stumme Beisitzerin während der Visiten war, die Ärzte unter sich Dinge besprachen, aufschrieben, mit den Schwestern redeten und das Zimmer eilig wieder verließen. Manchmal gab es noch ein Lächeln zum Abschied und anschließend erklärte ihr die anwesende Schwester so gut es eben ging, was besprochen worden war. Malia nickte, auch wenn sie nichts verstand. Sobald Juna kam, sprach sie alles Wichtige mit dem Personal ab und brachte ihre Mutter dann auf den neuesten Stand.

Die Schritte auf dem Flur eilten zum Glück an ihrem Zimmer vorbei. Malia griff nach der Tasse Pfefferminztee, der nun kalt war, nahm einen Schluck und schaute aus dem Fenster. Der Himmel hatte sich mittlerweile entladen, es regnete und die Pfützen auf der Straße füllten sich weiter. „Es ist dieses Wetter!“, dachte sie schließlich, und Wut stieg in ihr auf. Seitdem sie in diesem Land war, war es kalt und grau, oft regnete es. Dazu dieser Wind. Sie hatten die falsche Kleidung, die falschen Schuhe. Die Kinder froren oft, jedenfalls öfter als zu Hause. Das Wetter daheim war anders. Natürlich regnete es dort auch, zuletzt sogar viel zu viel, aber es war milder. Diese Kälte hier, das Frieren und Bibbern, das war neu. Malia machte sich Vorwürfe. Yasha war am sensibelsten von ihren Kindern: Er war zart, seine feinen Glieder bewegten sich geschickt, wie eine Gazelle konnte er rennen und springen. Seine Augen hatten etwas Träumerisches und doch waren es die neugierigen Augen eines kleinen Kindes. Seine Lippen waren stets zu einem verschmitzten Lächeln bereit, die Nase war mit Sommersprossen übersät. Sein Gemüt war sanft, er war anhänglich und vorsichtig. Nachts musste er bei Malia im Bett schlafen, weil ihn die Albträume quälten... Die lange Reise hierher war anstrengend gewesen. Hatte sie den Kindern zu viel zugemutet? Tränen stiegen in Malias Augen, aber sie wollte sich beherrschen. Genug Tränen waren bereits geflossen. Sie stand auf, stellte die Tasse mit dem Tee an das Fensterbrett und ging zum Waschbecken. Sie drehte den Hahn auf und wusch sich das Gesicht mit kaltem Wasser, es beruhigte sie. Dann schob sie den Infusionsständer, der mit Yashas Hand-

gelenk verbunden war, beiseite, nahm die glänzende Tonschale von seinem Nachttisch und ging erneut zum Waschbecken. Die kleine, kühle Schale lag geschützt in ihren beiden Handflächen. Ein Wunder, dass sie die weite Reise unbeschadet überstanden hat, schoss es ihr durch den Kopf. Dann betrachtete sie die Schale eine Weile und schmunzelte. Ihre Mutter hatte sie ihr damals zur Hochzeit geschenkt, ein Ritual der Ahaqu. Die Schale soll die neue Familie schützen und ihre Energie sammeln und verwahren. Man nutzt sie zu Feierlichkeiten wie Geburtstagen genauso wie bei Krankheit. Die Schale erinnert die Ahaqu an die Heilige Grotte, sie war wie eine Miniaturgrotte. Sie wird mit Wasser gefüllt und bei Krankheit mit einem Tropfen Tscha-Öl angereichert. Das Öl breitet so einen harmonisierenden Duft aus, der Schmerzen stillen und Leben spenden soll. Malia nahm nicht viel mit, als sie ihr Land verlassen musste, aber die kleine Schale, die nahm sie mit. Und an diesem Ort, in diesem Zimmer, schien es ihr als das einzig Richtige, was sie seit langem getan hatte. Sie füllte das Schälchen und tröpfelte ein wenig Tscha-Öl hinein. In dem Moment ging die Tür auf. Schwester Marta kam herein und rümpfte die Nase – „Uuuuh, was riecht hier so?“ Malia schaute sie fragend an und lächelte dabei. Schwester Marta erkannte die Unsicherheit in Malias Augen, sah das Schälchen auf dem Nachttisch und lächelte schließlich auch: „Alles gut. Ich will nur schnell die Infusion erneuern.“ Sie ging auf Yasha zu, der immer noch fest zu schlafen schien, schaute ihn kurz an, dann ein Blick auf die Infusion. Malia beobachtete sie genau. Sie wollte etwas fragen, konnte es aber nicht, traute sich nicht und schwieg dann lieber. Schwester Marta zog die Latexhandschuhe an, griff nach dem neuen Infusionsbeutel, hing ihn an die Metallstange und öffnete das Ventil. Kleine Tropfen glitten langsam durch das transparente Schläuchlein in Richtung Yshas Handgelenk und verschwanden schließlich in ihm. „Sonst alles gut?“, wollte die Schwester wissen. Malia blickte sie an, zog die Augenbrauen hoch. „Alles OK?“ OK. Das verstand sie. „OK, OK.“, nickte Malia und legte ihre Hand auf die Brust. „Gut, gleich kommt das Mittagessen“, Schwester Marta führte

einen imaginären Löffel zum Mund, kaute überambitioniert und rieb sich den Bauch. Malia verstand, nickte und lächelte erneut. Schwester Marta zwinkerte ihr zu und verließ den Raum. Malia verdrehte die Augen. Das Essen im Krankenhaus war scheußlich. Gestern Abend kam zu den üblichen zwei Scheiben Graubrot, Butter und Aufschnitt noch ein Teller mit einem eingerollten, kalten Fisch, der mit einem Zahnstocher zusammengehalten wurde. Malia traute ihren Augen kaum. Was sollte das sein? Aß man sowas hier tatsächlich? Sie freute sich, dass Juna heute mit der Sqwisa kam. Die Sqwisa ist eine alte traditionelle Speise, die von den Ahaqu ausschließlich bei Krankheit zubereitet werden darf. Der Überlieferung nach, stärkt sie den ausgezehrtten und kranken Körper und heilt ihn von innen. Die Zubereitung ist nicht leicht und wird von Generation zu Generation weitergelehrt. Die wichtigste Zutat ist das Fleisch eines Hahns. Juna wurde beinahe wahnsinnig, ehe sie das richtige Fleisch für die Zubereitung gefunden hatte. Zuerst versuchte sie es in einem herkömmlichen Supermarkt. Der Anblick dutzender eingeschweißter, blanker Hühnerbrüste überforderte sie. Sie sahen alle gleich aus und überall stand „Hühnchenbrust“. Aber sie suchte doch gar kein Hühnchen. Sie suchte einen kräftigen Hahn – am Stück. Und keine zerschnittenen Schenkel oder Brüste. An der Frischetheke wurde sie auch nicht fündig. Der Fleischverkäufer konnte ihr nicht sagen, ob es sich um einen Hahn oder eine Henne handelte. Beinahe alles sah gleich aus. In ihrer Heimat gab es beim Metzger einen gesonderten Bereich für Hähne. Im Ganzen hingen sie an Haken, natürlich noch mit Hals und Kopf. Auf Wunsch konnte man auch nur die Schenkel kaufen. Aber für eine Sqwisa musste es ausdrücklich der ganze Hahn sein, nur so konnte sich seine Kraft, seine Potenz, seine ganze Stärke und heilende Wirkung in der Suppe ausbreiten. Undenkbar also, dass sie es hier in Deutschland mit einem Huhn zubereiten würde. Nach langer Suche und nur mit Onkel Avrons Hilfe konnte dieser über Bekannte einen Hahn beim Bauern schlachten lassen. Es war Irrsinn, sogar Tscha-Tee war mittlerweile leichter zu kaufen als ein Hahn...

Malia streichelte Yasha an der Schläfe, gab ihm einen Kuss auf die Stirn, er schlief tief und fest. Ihr Blick wanderte durch das Zimmer auf das leerstehende Bett gegenüber. Das kleine Mädchen war gerade im OP, ihr Blinddarm musste entfernt werden. Auf dem Nachttisch des Mädchens stand eine kleine hölzerne Engelsfigur. Ihre Eltern hatten den Engel am Abend auf den Nachttisch gestellt und mit dem Mädchen gesprochen. Malia verstand nicht, worüber sie sprachen, aber sie war sich sicher, dass der Engel das Mädchen beschützen und ihm die Angst vor der Operation nehmen sollte. Auch das kleine Tonschälchen auf Yashas Nachttisch soll die Angst vertreiben und Zuversicht und Vertrauen spenden. Vertrauen, dass alles gut wird, dass der Schmerz vergeht und das Leben bleibt. So sagt es die Tradition. Malia wurde aus ihren Gedanken gerissen, als die Tür plötzlich aufging. Herein kam Juna mit einem großen Topf in den Händen, gefüllt mit Sqwisa. Malia nahm ihrer Tochter den schweren Topf ab und stellte ihn auf den Tisch am Fenster. Die beiden Frauen umarmten sich. „Wie geht es ihm?“, wollte Juna wissen. „Er schläft schon eine Weile, heute war er sehr müde, fast die ganze Nacht über hat der Husten ihn wachgehalten. Und mich auch.“ Malia waren die aufreibenden Stunden anzusehen, ihre Augen lagen in tiefen Schatten, sie sah abgekämpft aus. Aber trotzdem, dachte Juna, strahlt sie diese ungeheure Kraft aus. „Papa, Nenad und Onkel Avron kommen auch gleich, sie reden noch kurz mit Doktor Heym.“ – „Ist gut, dann lass uns die Sqwisa vorbereiten, damit es nicht zu lange dauert.“ – „Du musst eigentlich nur noch die Petersilie schneiden, ich kümmere mich um den Rest und frage die Schwestern, wo wir die Suppe erwärmen können.“ Nach wenigen Minuten kam Juna wieder. „Am Ende des Flurs gibt es eine Patientenküche. Dort gibt es zwar keine Herdplatten, aber eine Mikrowelle. Ich nehme den Topf mit und mache die Schüsseln fertig. Schickst du Nenad zu mir, wenn er da ist? Er soll mir helfen.“ Malia nickte. „Dann nimm die Petersilie gleich mit, es ist wohl besser, alles in der Küche zuzubereiten.“ Juna verschwand mit dem Topf und der Petersilie. Im gleichen Augenblick sah Malia ihre Männer draußen

am Fenster vorbeilaufen. Sie klopfte an die Scheibe und winkte. Jaro erblickte seine Frau sofort, lächelte sie an und erhob die Hand zum Gruß, Nenad schaute in die Richtung zum Fenster und winkte ebenfalls, als letzter schien Onkel Avron sie zu bemerken. Malia lief hinüber zu Yasha und betrachtete ihn eine Weile, dann seufzte sie und stellte zwei Stühle ans Bett. Mehr gab es in diesem Zimmer nicht.

Als Juna und Nenad die heiße Sqwisa servierten, saßen Jaro und Onkel Avron bereits auf den Stühlen. Malia lehnte am Bettende. Die Kinder verteilten die Suppe, der kleine Teller mit der frisch geschnittenen Petersilie ging herum und jeder verteilte eine Handvoll über die dampfende Sqwisa. Jaro sang leise mit geschlossenen Augen das traditionelle Sqwisa-Gebet, welches die heilende Wirkung der Suppe bekräftigen soll: „*Yiru-quee dja'qi'samii ahaqui*“. Die anderen summtun zustimmend. Der würzige Geruch der Suppe breitete sich schnell im ganzen Zimmer aus. Die Gewürze rochen köstlich, fand Malia, als sie den ersten Löffel zum Mund führte. Die warme Sqwisa tat gut, sie wärmte von innen und für einen kurzen Moment fühlte es sich nach „Zuhause“ an. Alle waren still, als sie die Suppe aßen und Malia war sich sicher, dass es den anderen genauso erging wie ihr. Plötzlich machte auch Yasha die Augen auf. Seine langen Wimpern blinzelten, er schaute sich verdutzt um und sein schelmisches Lächeln trat auf seine Lippen, gefolgt von einem Hustenreiz. „Yashi!“, Jaros Augen glänzten, er drückte Avron, der neben ihm saß, den Teller in die Hand, stand auf, beugte sich über seinen Jüngsten, hielt sein Gesicht mit beiden Händen fest und gab ihm einen dicken Kuss auf die Stirn. „Wie schön, dass du aufwachst. Juna hat Sqwisa gekocht, hier schau!“ Er hielt ihm den beinahe aufgeessenen Teller unter die Nase. Yasha musste lachen und blickte noch einmal ungläubig in die Runde, sie waren alle da und es gab Sqwisa! „Ich will auch eine Schüssel.“ – „Nimm meine“, sagte Juna. „Ich laufe schnell in die Küche und erwärme einen Teller für dich.“ Glücklicherweise nahm Yasha Junas Teller in Empfang. Trotz des Infusionsschlauchs an seiner Hand, konnte er den Löffel mühelos zum Essen benutzen.

Schnell kam Juna mit einer dampfenden, vollen Schüssel Sqwisa zurück, schob den kleinen Tisch näher an Yasha heran und stellte die Suppe vor ihm ab. „Danke“, sagte er ohne aufzuschauen und begann augenblicklich zu essen. „Normalerweise hat er wenig Appetit“, lachte Malia und freute sich insgeheim. Die Sqwisa würde ihm wieder neue Energie geben und dann wäre sicher bald alles überstanden.

Es klopfte zweimal kurz an der Tür, diese ging unvermittelt auf und Schwester Marta stand mit einem Tablett Essen in der Tür. Ihre energischen Schritte stoppten abrupt, sie hatte nicht mit sechs Menschen gerechnet, die sich um ein Bett scharten und sie anblickten. „Oh! Na jetzt ist die Bude aber voll“, lachte sie. Sie stellte das Tablett ans Fensterbrett und trat dann näher an Yshas Bett heran. Ihr Blick wurde ernst. „Es tut mir leid, aber unsere kleine Patientin kommt gleich aus dem OP und braucht Ruhe. Sie können nicht alle hier drin bleiben.“ Sie nickte hinüber auf das leerstehende Bett mit dem Engel auf dem Nachttisch. Malia verstand sie nicht wirklich, aber sie verstand genug, dass es ihr einen Stich ins Herz versetzte. „Die Eltern können ja hier bleiben, die anderen gehen bitte in die Besucherküche und essen dort zu Ende.“ Onkel Avron verdrehte die Augen und übersetzte für Malia und Jaro. Juna flüsterte Nenad etwas zu. Er merkte, wie urplötzlich diese undefinierbare Wut in ihm hochstieg, sein Herz pochte und am liebsten hätte er gegen etwas getreten. Stattdessen schüttelte er grimmig den Kopf, stand ruckartig auf und verließ das Zimmer. Die Tür hinter ihm knallte laut. Schwester Marta zuckte zusammen und schaute die Familie irritiert an. Niemand sonst schien bemüht, das Zimmer zu verlassen. „Gibt es nicht doch eine Möglichkeit, dass...“, setzte Onkel Avron an, aber Schwester Marta, immer noch irritiert von Nenads Reaktion, unterbrach ihn, bevor er den Satz beenden konnte: „Tut mir leid, so sind die Regeln. Vorschrift ist Vorschrift!“, sagte sie im Hinausgehen. Yasha schaute die Großen fragend an. „Wir kommen gleich nochmal wieder, kleiner Yashi. Mama und Papa essen solange zusammen mit dir die Sqwisa auf.“ Onkel Avron zwinkerte ihm zu. Yasha lächelte und aß ge-

nüsslich seine Suppe weiter. Er bekam die Blicke, welche die anderen austauschten, nicht mit. In ihnen lag ein tiefes Unverständnis. Dort, wo sie herkamen, wäre so etwas nicht möglich gewesen. Was wäre in so einer Situation wichtiger als die Familie? Das Beisammensein im engsten Kreis. Und schließlich aßen sie gerade die Sqwisa, die gesundmachende, traditionelle Suppe ihres Volkes. Nein, sie konnten es weder nachvollziehen, noch verstehen. Und so breitete sich zum Ende dieses Tages ein Gefühl in ihnen aus, das sich ganz einfach beschreiben lässt: Heimweh.

Wollt ihr mehr wissen?

I) Ihr wollt mehr über Juna erfahren? Schaut in die Geschichten „Zigaretten und Honig“ und „Herzenswärme“.

II) Über die Mutter Malia erfahrt ihr mehr in „Gute Brücke“.

III) Ihr fragt euch, was starke Regenfälle damit zu tun haben, dass die Familie ihre Heimat verlassen musste? Eine Antwort findet ihr in „Verlaufen“.

Aufgaben:

1) Beschreibt und benennt Malias Gefühle an dem oben beschriebenen Nachmittag. erinnert euch an Situationen, in denen ihr euch auch so gefühlt habt.

Diskutiert die folgende Aussage: „Wir können niemals das fühlen, was ein Anderer/eine Andere fühlt.“

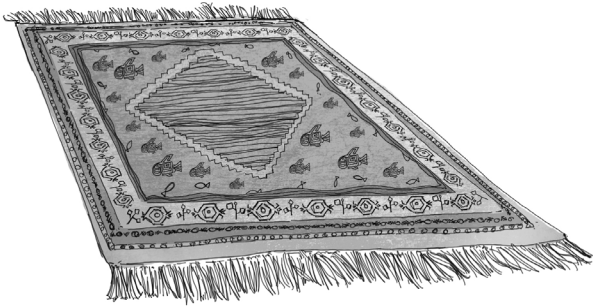
2) Erstellt ein Begriffsfeld zu *Heimweh*. Geht dabei wie folgt vor:

- › Sammelt zunächst Begriffe, die ihr mit dem Begriff Heimweh verbindet (bspw. Sehnsucht, Geborgenheit, Liebe...).
- › Ordnet diese Worte um den Begriff *Heimweh* wie folgt an: Diejenigen, die für euch in einer sehr engen Beziehung zu *Heimweh* stehen, schreibt ihr in unmittelbarer Nähe zum Ausgangsbegriff auf. Diejenigen, deren Beziehung zu Heimweh nicht so eng und klar ist, stehen in größerer Entfernung.
- › Verbindet diejenigen Begriffe untereinander, die noch einmal für euch in einer Beziehung stehen. Ihr könnt die Stärke der begrifflichen Beziehung durch unterschiedlich starke Striche deutlich machen.

Stellt euch nun eure Begriffsfelder gegenseitig vor und erläutert sie.

3) Führt ein Interview mit einer Person eurer Wahl über das Gefühl *Heimweh* durch. Bereitet euch auf das Interview vor, indem ihr euch Fragen überlegt. Fasst eure Erkenntnisse aus dem Interview schriftlich zusammen und versucht, euer Begriffsnetz zu ergänzen. Stellt das erweiterte Begriffsnetz vor und erläutert eure Ergänzungen.

*** Was bedeutet eigentlich *Heimat* und was hat *Heimat* mit *Heimweh* zu tun?



Petra Lenz

VERLAUFEN

Es schneit! Ich blicke nach oben und muss blinzeln. Im Schein der Laterne schaukeln erst winzig kleine, dann immer größer werdende weiße Flocken auf mich herab. Auf meinem vom schnellen Gehen geröteten Gesicht schmelzen die ersten Flocken und hinterlassen eine wohltuende Kühle. Ich kann den Blick von den tanzenden Flocken nicht abwenden und strecke die Hand nach ihnen aus. Doch kaum berühre ich sie, sind sie auch schon verschwunden. Auf meinem dünnen Mantel hat sich ein dünner, flauschiger Film aus zartem Weiß gebildet. Jetzt erst sehe ich, dass die Flocken aus vielen ganz unterschiedlichen Kristallen bestehen. Ich erkenne Sterne und Plättchen. Wie schön sie sind. Doch sie vergehen, ehe ich sie genauer bewundern kann. Was bleibt, sind winzige Wassertropfchen auf meiner Haut. Wassertropfchen! Im Wasser steckt Aquee! Wie ein Blitz durchzuckt es mich. Ich werde mich verspäten! Noch einmal schaue ich nach oben. Wie gern wäre ich eine der Schneeflocken, die schwerelos und sorgenfrei in der Luft tanzen!

Ich laufe los. Die sonst grauen Straßen der fremden Stadt haben sich eine weiße Decke übergezogen, die wenigen Bäume tragen einen weißen Umhang und selbst die Dächer der Häuser

sehen aus wie mit Zuckerguss überzogen. Jeder Schritt hinterlässt eine Spur.

In unserem alten Zuhause schneite es nie. Dafür regnete es oft in dem Land, welches ich mit meiner Mutter und meinem kleinen Bruder Yasha verlassen musste. In der letzten Zeit hörte der Regen einfach nicht mehr auf und...

Der Gedanke lässt mich schauern. Sofort sind die Bilder der letzten Jahre wieder da: Menschen, die in die Städte flohen, weil der Regen ihre Felder immer und immer wieder überflutete und die fruchtbare Erde wegschwemmte. Häuser, die einfach weggespült wurden; Vieh, das elendig in den reißenden Fluten erstoff und wenige Tage später als stinkende Kadaver umhertrieb. In den Städten wurde es eng. Zwar fanden die Menschen Unterschlupf bei Verwandten, Freunden oder in den eilig zusammengezimmerten Massenunterkünften, aber sie fanden keine Arbeit. Die zunächst friedlichen Demonstrationen wurden immer aggressiver. Weil der Regen die Ernten vernichtete, kam es zu Engpässen bei der Versorgung mit Nahrungsmitteln. Als die ersten Supermärkte geplündert wurden, setzte die Regierung Polizei und Armee ein. Es fielen Schüsse. Erst vereinzelt, dann immer mehr und irgendwann trauten wir uns nicht mehr auf die Straße. Wer gegen wen kämpfte, war längst nicht mehr klar. Yasha war ängstlich und weinte viel. Wenn unsere Mutter nicht zu sehen war, verstummte er und starrte vor sich hin. Er musste mit ansehen, wie eine Freundin von einem Scharfschützen erschossen wurde. Warum schießt nur jemand auf ein kleines Mädchen?

Unschlüssig bleibe ich stehen und schaue mich um. Menschen eilen an mir vorüber, sie scheinen sich nicht um den Schnee zu kümmern. Nur vereinzelt schauen einige nach oben. Manchen huscht ein Lächeln über das Gesicht, andere wiederum scheinen eher genervt, laufen ganz vorsichtig. Es wird zunehmend kälter und die Anderen warten auf mich. Da überholt mich eine Frau. Sie trägt volle Einkaufstüten und zieht eilig ein Kind hinter sich her. Beide hinterlassen breite Spuren im Schnee. Ich laufe ihnen nach und versuche meine Füße in ihre Schneespuren zu setzen.

Je länger ich laufe, umso ruhiger werde ich, obwohl das Laufen in der schneidend kalten Winterluft meinen Puls höher schlagen lässt und mein Gesicht zum Glühen bringt. Unruhe und Anspannung scheinen sich aufzulösen. Seitdem wir unsere alte Heimat verlassen haben, kann ich nachts nicht mehr richtig schlafen. Meist schrecke ich unruhig nach wenigen Stunden auf. Das Hemd ist dann ganz nassgeschwitzt, mein Herz rast und der Puls pocht in den Schläfen. Alle Muskeln meines Körpers sind angespannt und steinhart. Es dauert Minuten, bis ich den Schmerz im Kiefer spüre, weil ich die Zähne aufeinanderpresse. Erst wenn ich mich daran erinnere, dass auch meine Eltern, Yasha und Juna hier sind, beruhigt sich meine Atmung und das Pochen in den Schläfen lässt etwas nach. Mit offenen Augen liege ich dann meist bis zum Morgen wach. Jedes Geräusch lässt mich zusammenzucken, während ich von meiner Heimat träume, wie sie vor den großen Regenfällen war.

Der Schnee ist ganz wunderbar, er verzaubert mich. Er macht die Stadt, deren große Häuser mir oft wie uneinnehmbare Festungen erscheinen, freundlicher und heller. Traue ich mich sonst nicht, einen Blick in die Fenster zu erhaschen, hat es jetzt den Anschein, als blinzelten mir die Lichter hinter den Fenstern einladend zu. So gern würde ich einmal in ein Fenster hineinschauen dürfen oder gar eine der Wohnungen betreten. Ob sie auch dicke Teppiche auf den Fußböden liegen haben oder dicke Holzvertäfelungen mögen? Ich mochte den Geruch unserer bunten Teppiche. Stundenlang konnte man sie betrachten und entdeckte immer wieder Neues. Viele der Figuren und Ornamente entstammten Geschichten, die von den Ahaqu handelten und von Generation zu Generation weitererzählt wurden. Großmutter erklärte mir einmal, dass unsere Teppiche so eine Art Gedächtnis sind, um die Geschichten nicht zu vergessen. Viele Abende saßen wir auf den dicken Teppichen, die jeden Laut dämpften, aßen köstliche Speisen und süßes Gebäck. Die Erwachsenen tranken ganz viel Tscha-Tee – gebraut aus den Blättern unseres Nationalbaumes Tscha. Dabei lauschten wir den Großeltern und Eltern, die die Bilder auf den Teppichen durch Geschichten

zum Leben erweckten. Oft schliefen die Kleinsten in dieser Runde ein. Dann holte Mutter eine der selbstgenähten Decken aus kostbaren, wohlig-weichen Tüchern und deckte die Kinder zu.

„Mist – wo bin ich?“ Die Mutter mit dem Kind vor mir biegt in einen dunklen Hausflur ein und ich habe die Orientierung verloren. Wahrscheinlich bin ich wieder falsch abgebogen. Obwohl wir nun schon viele Wochen in Neustadt leben, verlaufe ich mich oft. Zu Hause waren die Wege breit und vertraut, die Menschen liefen langsam, unterhielten sich, wenn sie Bekannte trafen und tauschten Neuigkeiten aus. Hier sind die Straßen eng, es gibt viele Autos, die Menschen laufen schnell und haben nie Zeit. Ich versuche mir Punkte zu merken, an denen ich mich orientieren kann. Es gibt ein Hochhaus. Das steht in der Mitte der Stadt. Daran muss ich vorbeigehen. Das kenne ich gut, denn immer dann, wenn wir Papiere benötigen oder etwas zu erledigen ist, müssen wir dorthin. Juna, die von uns am besten deutsch spricht, begleitet unsere Eltern oft und übersetzt für sie. Ich verstehe schon Vieles, mag aber die neue Sprache nicht. Sie klingt hart und viele Worte sind schwer auszusprechen. Es kam schon vor, dass ich etwas sagte und dann plötzlich alle in der Klasse lachten. Besonders Tim scheint nur darauf zu warten, dass ich etwas falsch ausspreche oder ein Wort falsch benutze. Er schaut mich immer so seltsam an. Dabei finde ich ihn richtig cool. Er boxt in einem Verein. Das würde ich auch gern. Dann könnte ich mich wehren, wenn ich angegriffen werde. Einmal ist es mir passiert...

Doch daran möchte ich jetzt nicht denken. Ich suche das Hochhaus und durch meinen Kopf schwirren die Bilder von dem Tag, als die ganze Familie aufs Amt – so heißt das hier – musste. Wir waren alle sehr angespannt und unsicher, denn wir hatten von anderen Ahaqu gehört, dass man dort seinen Ausweis und seine Zeugnisse vorlegen muss. Doch der Umschlag mit unseren Ausweisen ist verschwunden, seit wir in einem der vielen Lager unterwegs bestohlen wurden. Im Schlaf waren unsere Sachen durchwühlt worden. Die Tasche mit den Papieren, dem Bargeld und dem Schmuck von Großmutter war weg.

Nur die Schale hatten die Räuber zurückgelassen. Wenigstens die Schale! Aber Frau Kutilka, die kleine, freundliche Sachbearbeiterin mit den leuchtend blauen Augen, nahm sich viel Zeit und half uns, alle Formulare auszufüllen. Sie erklärte alles ganz genau. Wenn sie mich ansah, spürte ich Aquee. Auch wenn sie keine Ahaqu ist. Aber das ist auch gar nicht wichtig, denn jedes Lebewesen hat Anteil an Aquee, sonst würde es ja nicht existieren. Ob Frau Kutilka weiß, dass sie positive Energie hat? Und ist das wichtig? Also ist es wichtig zu wissen, dass wir nicht wären, wenn es Aquee nicht gäbe? Aber muss man es nicht wissen? Wenn es geboten ist, Aquee zu stärken, dann muss man das doch den Menschen sagen, oder? Wie können sie sonst so leben, dass sich das Aquee in der Welt vermehrt? Wenn sie gar nicht wissen, dass davon das Leben derer abhängt, die nach uns geboren werden? Ob ich Frau Kutilka fragen kann, wie sie darüber denkt, wenn mein Deutsch gut genug dafür ist?

Noch immer stehe ich vor dem Haus, in welches die Frau mit den Einkaufstüten und dem Kind verschwunden ist. Ich sehe weder das Hochhaus mit der Glasfassade, in dem Frau Kutilka arbeitet, noch das andere hohe Gebäude, in dessen Turm mittags eine große, schwere Glocke schlägt. Es ist eine Kirche. Ich war schon einmal darin. Es war an einem der Tage, an denen ich ziellos durch die Stadt lief. Die Tür stand offen und ich hörte Musik. Also ging ich hinein. Eine Weile saß ich in einer der harten Holzbänke und hörte die jungen Leute über Geschichten aus einem Buch sprechen, das sie Bibel nannten. Sie sangen Lieder, die einen seltsamen, aber doch wunderbar fremden Klang hatten! Ich verstand nicht alles, was gesprochen und gesungen wurde. Aber ich fühlte etwas, was ich von zu Hause kannte und was sich bei mir immer dann einstellt, wenn ich mich mit den anderen Ahaqu treffe. Es ist so, als wäre etwas ganz Starkes anwesend, das mich ganz fest im Arm hält und mich schützt. Ich kann dann nicht mehr fallen. Also nicht hinfallen, wie wenn man auf der Straße stolpert, sondern ich meine das Gefühl, einfach ins Bodenlose zu stürzen. Das hatte ich zum ersten Mal, als Großvater starb. Es war so, als wenn man mir den Boden

unter den Füßen wegzieht. Doch richtig schlimm erlebte ich das Gefühl, als wir unser Land verlassen mussten. Auch wenn sich unser Leben in den letzten Jahren spürbar veränderte, hätte ich doch nie damit gerechnet, einmal meine Heimat verlassen zu müssen. Als in der Stadt immer häufiger geschossen wurde, kamen oft Männer zu uns und diskutierten mit unseren Eltern. Mutter und Vater waren danach ganz unruhig und liefen in der Wohnung auf und ab. Ihre Schritte waren so schwer, dass wir sie trotz der dicken Teppiche in unseren Kinderzimmern hören konnten. Morgens hing kalter Zigarettenrauch in der Wohnung und Mutters sonst strahlende und fröhliche Augen waren ausdruckslos. Die dunklen Ringe unter dem immer magerer werdenden Gesicht wurden größer, sie hatte tiefe Falten bekommen und weinte schnell. Nur wenn wir in die Heilige Grotte gingen und beteten, schien die alte Kraft in unsere Mutter zurückzukehren. Auch die Starkregen und Unwetter konnten den Glauben unserer Eltern nicht erschüttern. Viele Menschen wandten sich damals von unserer Religion ab. Sie konnten nicht verstehen, dass sich Aquee plötzlich gegen uns stellte. Seit Generationen erlebten wir die Energie im und am Wasser besonders stark. Niemals zerstörte Wasser unsere Dörfer und Städte. Doch nun spülten Starkregen unser Land einfach fort – konnte das noch Aquee sein? Ich weiß darauf keine Antwort. Aber die Kraft und Wärme unserer Gemeinschaft spüre ich nach wie vor, und ich spürte sie ganz besonders an jenem Nachmittag in der Kirche. In der Kirche wurde ich fast so ruhig wie in unserer Grotte zu Hause. Vielleicht ist ja Aquee auch in der Kirche? Und vielleicht ist das Buch, das sie Bibel nennen, so etwas wie unsere Teppiche daheim? Und vielleicht...

„Hast du dich verlaufen?“ Ich schrecke aus meinen Gedanken auf. Vor mir steht das Kind, das mich vorhin mit der Mutter, die die schweren Einkaufstüten trug, überholte. Es ist ein Mädchen mit roten Zöpfen und lustigen Punkten im Gesicht. Neugierig schaut sie mich an, als hinter ihr ihre Mutter auftaucht. „Können wir dir helfen? Wir haben dich vorhin gesehen und

als wir jetzt aus dem Fenster schauten, sahen wir dich hier im Schnee stehen. Deine Jacke ist dünn und dir ist bestimmt kalt.“

Ich spüre, wie mein Gesicht zu Glühen beginnt. Stimmt, mir ist kalt und ich friere fürchterlich. Meine Stoffschuhe, die ich im Hochhaus mit der Glasfassade bekam und die am kleinen Zeh reiben, weil sie zu klein sind, sind schon ganz nass und ich spüre meine Füße kaum. Aber ich weiß nicht, was ich sagen soll. Wie sage ich auf Deutsch, dass ich mich verlaufen habe? Die anderen werden schon auf mich warten und sich Sorgen machen.

Da zieht mich die Kleine mit den roten Zöpfen und den lustigen Punkten im Gesicht am Mantel. „Komm rein, du erkältest dich sonst. Wir machen dir einen Tee!“ Und ihre Mutter läuft voraus...

Noch immer schneit es und noch immer kenne ich nicht den Weg nach Hause. Aber ich bin ganz ruhig und voller Gewissheit, nicht verloren zu sein. Da ist etwas, was mich auf dem richtigen Weg sein lässt, auch wenn es manchmal so scheint, als hätte ich mich verlaufen.

Wollt ihr mehr wissen?

I) Über Nenad, der sich verlaufen hat, könnt ihr in „Sagen dürfen“ und „Neue Freunde und Geschenke“ mehr erfahren.

II) In „Achtet alles Existierende“ findet ihr Informationen über die Bedeutung des Wassers für die Ahaqu und darüber, wie sie klimatische Veränderungen religiös deuten.

III) Eine kurze Erklärung zentraler Begriffe der Religion der Ahaqu findet ihr im Glossar am Ende des Buches.

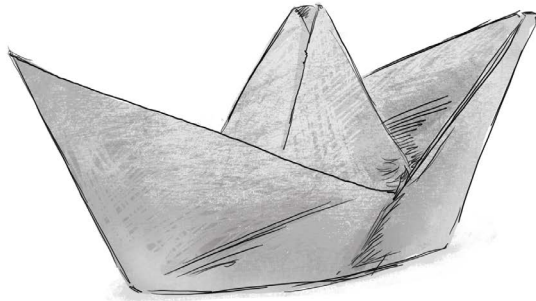
Aufgaben:

1) Lest den Text noch einmal. Markiert euch Sätze, die Auskunft darüber geben, was für Nenad unbekannt und fremd ist.

2) Nicht nur Städte oder Länder können uns unbekannt und fremd erscheinen, sondern manchmal fühlen wir uns auch fremd, obwohl wir den Ort und die Menschen kennen. Beschreibt ausführlich eine Situation, in der ihr euch fremd gefühlt habt. Ihr könnt eurem Gefühl auch kreativ Ausdruck verleihen und es malen, es mit Tönen ausdrücken oder pantomimisch darstellen.

3) Besucht eine Kirche, eine Moschee, eine Synagoge oder einen anderen religiösen Raum. Sucht euch in diesem Raum einen Platz und schließt die Augen. Beschreibt anschließend euer Gefühl.

*** Was ist eigentlich eine *Religion*?



Julia Willems

REGEN

Er war sauer. Er war nicht mehr im Fluss. Nenad stapfte grummelnd über den vom Regen nassen Bordstein. Die Hände tief in den Hosentaschen vergraben. Den Kopf hielt er gesenkt, dieser war ganz von der grauen Kapuze seines Pullis bedeckt. Er redete mit sich selbst. Dann trat er mit dem Fuß nach einer leeren Schachtel Zigaretten. Er traf sie nicht und stieß mit dem Fuß abrupt gegen den Bordstein. „Scheiße“, schimpfte er und versuchte dabei, es wie die deutschen Jungen in der Schule auszusprechen, „Die sind doch nicht ganz frisch. Eine neue und schönere, wie sagen die hier ... besser hinzukommende. Nein ... Eine Grotte, wo alle gut hingehen können. Ha, wo denn in dieser merkwürdigen Stadt?“ Er schnaubte in die graue Luft und warmer Dampf stieg wie Wölkchen auf. Es war mittlerweile fast Abend geworden. Der Regen fiel in vielen kleinen Tropfen zu Boden, sodass sich überall große Pfützen gebildet hatten. Nenads Füße platschten bei jedem Tritt. Wütend, die leere Schachtel beim ersten Mal verfehlt zu haben, trat er noch einmal dagegen. Zwar traf er dieses Mal, gleichzeitig spritzte allerdings Wasser auf und durchnässte nun auch sein rechtes Hosenbein. „Toll! Jetzt hab ich noch eine nasse Hose“, er zog seinen Jackenkragen höher und wischte sich mit dem Ärmel ein paar Tropfen aus dem Gesicht.

Als er hochsah bemerkte er plötzlich, dass er keine Ahnung hatte, wo er eigentlich war. Leibnitzstraße stand auf dem Schild an der Ecke. Leibnitz. Er fragte sich, ob die Deutschen wirklich Straßen nach einem Keks benennen würden. Zuzutrauen wäre es ihnen ja, schließlich war bei ihnen alles etwas verdreht. Sie hielten es ja auch für normal, nur den Geburtstagstag zu feiern. Also nur den einen Tag, an dem man geboren wurde. Nenad fand das seltsam, aber auch etwas lustig. Auch wenn er die Geburtstagsfeier von Max schön fand, konnte er es sich nicht vorstellen, seinen Geburtstag ohne alle jene zu feiern, die im selben Monat wie er geboren waren. Nenad liebte dieses Fest, der Mai war sein Geburtsmonat. Ohne das gemeinsame Singen, Lachen und Feiern in der Heiligen Grotte, welche so voller Energie war, war für ihn die Feier seiner Geburt undenkbar.

Sofort dachte er wieder an seine Aufgabe. Ihm völlig unbegreiflich, hatten die Ältesten ihm die Aufgabe gegeben, einen neuen Ort für die Gemeinde zu finden. Er sollte irgendwo in dieser Stadt einen Platz finden, an dem er sein Ehaqu feiern konnte und den die Gemeinschaft danach auch weiterhin nutzen konnte. Ehaqu bedeutet so viel wie Aufgabe erfüllen und dies war seine Aufgabe, nur für ihn und niemanden sonst. Nenad war sich bewusst, dass er diese Aufgabe erfüllen musste, um als ein vollständiges Mitglied der Ahaqu-Gemeinschaft zu gelten. Er wollte zu den mündigen Ahaqu gehören, er wollte den jüngeren Kindern dabei helfen die Tropfensteinketten zu fertigen. Er wollte, dass man ihn respektierte, dass die kleineren Ahaqu zu ihm kamen, wenn sie Fragen hatten. Er hatte die älteren Ahaqu immer dafür bewundert, dass sie auf all seine Fragen die passenden Antworten hatten. Und nun würde auch er endlich alle Geschichten der Älteren kennenlernen und Einblick in die alten, geheimnisvollen Erzählungen seines Volkes erhalten, die den mündigen Mitgliedern der Ahaquee vorbehalten waren. Außerdem wollte auch er Tscha-Tee trinken und endlich alles verstehen. Selbst wenn auch Pflichten dazu gehörten, etwa die monatlichen Treffen der Erwachsenen oder das Leben nach den Geboten der Religion. Nenad wollte endlich ein vollwertiges

Mitglied der Ahaqu-Gemeinschaft sein und auch organisatorische Aufgaben übernehmen. Während Nenad im Regen stand und über all das nachdachte, wurden seine Gedanken wieder dunkler.

Eigentlich war er davon ausgegangen, dass er schon oft genug bewiesen hatte, wie erwachsen und pflichtbewusst er war. Während des langen Wartens, endlich nach Deutschland reisen zu können, hatte er oft seine Mutter oder seinen kleinen Bruder getröstet. Er hatte sich um sie gekümmert. Sein Vater hatte ihm bei seiner Abreise gesagt, er müsse jetzt stark sein und auf seine Mutter und Yasha aufpassen. Genau das hatte er gemacht. Oft hatte er die Fragen von Yasha beantwortet, wenn seine Mutter nicht mehr weiterwusste oder er hatte ihr einfach nur bei der täglichen Hausarbeit geholfen. Er hatte ihr die vielen Kleinigkeiten abnehmen wollen, wenn sie Juna und Papa zu sehr vermissen. Denn auch wenn seine Mutter eine starke Frau war, hatte sie viel geweint in dieser Zeit. Doch Nenad hatte stets versucht, sie mit einem Lied wieder zum Lächeln zu bringen. Nenad kam das immer wie eine Probe vor. Schließlich stand sein Ehaqu kurz bevor und dann musste er beweisen, dass er Verantwortung für die Gemeinschaft übernehmen konnte und auch unbedingt wollte. „Aber nein, natürlich nicht, nein! Nein Nenad, jeder muss eine Aufgabe erfüllen, um das Aquee mit positiver Energie anzureichern.“ Er stemmte die Hände in die Seite und öffnete einen der Ältesten nach: „Jedes Mitglied unserer Gruppe bekommt eine Aufgabe um die Gemeinde zu stärken, um zu zeigen, dass man bereit ist, von nun an mehr Kraft und Energie ins Aquee zu geben. Jeder bekommt eine Aufgabe, die er auch bewältigen kann. Und du, meine Junge, bekommst nun diese Aufgabe. Bla bla bla! Pfff!“ Nenad hatte sich völlig in seine Erinnerungen und sein Nachäffen vertieft, so dass er erst jetzt die beiden Gesichter, die ihn unverblümt anstarrten, bemerkte. Als er seinen Kopf nach rechts drehte, sah er in einem Hauseingang zwei Kinder stehen. Einen Jungen, ungefähr so groß wie er, und ein Mädchen, etwas kleiner. Sie trug einen roten Regenmantel und kicherte. Sie hielt sich erschrocken die Hände vor den Mund, als sich ihre Blicke

trafen. Dennoch konnte Nenad das breite Grinsen hinter ihren Händen erkennen. Irgendwie wurde ihm plötzlich warm und er merkte, wie ihm diese Wärme von null auf hundert ins Gesicht schoss. Der fremde Junge sagte als erster etwas: „Was machst du denn da?“ Er zog sich seine Kapuze vom Kopf und Nenad konnte sein Gesicht besser erkennen. Der Junge hatte blonde, lockige Haare und rote Wangen. „Ich... ach nichts... Wieso beobachtet ihr mich?“, platzte es aus Nenad heraus. Das klang wohl etwas genervter als gedacht: „Ach egal!“ Nenad drehte sich um und als er gerade gehen wollte, hörte er das Mädchen sagen: „Komm lieber hierher, in den Hauseingang. Das hört so schnell nicht auf zu regnen.“ Nenad drehte sich um und sah das Mädchen an. Sie lächelte ein kleines bisschen und er fragte sich, ob sie ihn wohl immer noch auslachte. „Nun komm!“, rief der Junge, „Was ist denn los?“ Nenad ging auf die beiden zu. Irgendwie ohne richtig darüber nachzudenken. Einfach ein paar Schritte nach vorn und dann stand er im Trockenen. „Ich bin Nenad“, sagte er etwas leiser, „eigentlich mag ich Regen, aber manchmal zu viel“. Das Mädchen sah ihn fragend an: „Manchmal zu viel Regen? Es ist immer zu viel Regen. Naja... ich bin Emma und das ist mein Zwillingbruder Noah. Wir wohnen da hinten in dem gelben Haus. Aber wir spielen immer hier im Kirchengarten.“ Nenad hörte Emma zu und fragt sich, warum sie keinen Regen mochte. Er spürte am Armgelenk seine Tropfenkette. Die kleinen Wassertropfen, 12 waren es mittlerweile, baumelten locker an seiner Hand. Das erinnerte ihn wieder an seine Aufgabe. Wenn er sie doch bloß erfüllen könnte! Dann bekäme er endlich eine Tropfenkette für den Hals. So wie seine große Schwester und alle anderen mündigen Ahaqu. Wenn man so eine Kette hatte, änderte sich einiges. Man wurde eingeweiht in die Geschichte des Ursprungs und der Zukunft der Ahaqu. Man dürfte dann alle Schriften selbst lesen und könnte sie den kleineren Ahaqu erzählen, selbst wenn – „Hey Nenad! Hörst du mir zu?“, Emma piekte ihn mit dem Finger in die Schulter. „Ja... entschuldige, das ist heute schlechter Tag!“, Nenad räusperte sich, „Was ist ein Kirchengarten?“ Noah sah Nenad etwas verdutzt an, be-

gann dann aber mit einer Erklärung. Es handle sich dabei um den Garten hinter der Kirche. Alle Kinder dürften dort spielen und es gäbe einen Brunnen, auf dem man kleine Papierboote fahren lassen könne. Natürlich nicht bei Regen, aber ansonsten eigentlich immer. Die Geschwister gingen mit ihren Eltern zum Singen und Beten in die Kirche, immer am Sonntag und manchmal auch an anderen Tagen. „Kirche“ – Nenad wiederholte das Wort und fragte sich, ob er es wohl richtig aussprach. Als Noah ihn daraufhin fragte, ob er noch nie in einer Kirche gewesen war, spürte Nenad wieder diese Wärme in seinem Gesicht aufsteigen. Nenad war sich unsicher, ob Kirche eine Art Sammelbegriff war, so wie beispielsweise Auto. Nenads Onkel hatte ihm erklärt, nicht jedes Auto sei ein Auto. Deutsche Autos waren immer sehr gute Autos, sagte sein Onkel. Vielleicht war das mit Kirchen auch so, also mit deutschen Kirchen. Allerdings war sein Onkel Avron auch schon so lange hier. Früher hatte Avron nur ein Fahrrad gehabt. Nenad erinnerte sich daran, dass er immer auf dem Gepäckträger mitfahren durfte. Und jetzt? Jetzt fuhr sein Onkel ein großes deutsches Auto, das schwarz und anmutig im Hinterhof stand. Nenad überlegt, ob das in Deutschland vielleicht normal war, also große Autos und große Kirchen, also dass nur die Größe wichtig war. Nenad überlegt kurz, Noah zu fragen, schob die Überlegungen dann aber beiseite, er konnte sich jetzt nicht damit beschäftigen. Schließlich sahen Noah und Emma ihn immer noch an. Nenad erklärte, dass er noch nicht so lange in Neustadt sei und sich oft verlieb. Alles schien ähnlich auszusehen. Er erklärte ihnen auch, dass er schon einmal in einer Kirche war, aber die sah ganz anders aus als die, deren Umrisse er im Hof erkennen konnte. Er versuchte den Geschwistern auch zu sagen, warum er so schlecht gelaunt war. In ihren Augen konnte er jedoch erkennen, dass sie ihn nicht verstanden. Eventuell lag es an seinem nicht allzu guten Deutsch, obwohl es sich eher so anfühlte, als ob sie die Bedeutung seiner Erzählungen, über seine Familie und Ahaquee, nicht verstanden. Gerade als er erklären wollte, wer die Ältesten waren, gingen plötzlich die Straßenlaternen an. Emma schrie auf:

„Oh, schon so spät! Wir müssen nach Hause, bevor Mama sich Sorgen macht. Komm Noah!“, sie nahm ihren Bruder an die Hand und rannte aus dem Hauseingang in den Regen. Nenad wollte etwas sagen, aber er wusste nicht so recht, was. „Geh links die Straße hoch“, rief Noah ihm noch entgegen, „rechts kommt nur noch Wald und da wohnst du ja bestimmt nicht. Willst du morgen wieder herkommen? Wir könnten Papierboote fahren lassen!“ Mit diesen Worten zog Emma Noah weiter. „Ja. Okay“, rief Nenad und sah den beiden noch einen Moment hinterher. Schließlich zog er seine Jacke zu und bog links in die Straße ein.

Am nächsten Tag schien die Sonne in voller Pracht. Nur ein paar Wolken waren am Himmel zu sehen und vom gestrigen Regen waren nur ein paar kleine Pfützen geblieben. Als Nenad das Schild der Leibnitzstraße sehen konnte, schlug sein Herz schneller. Er war ein wenig aufgeregt. Die anderen Kinder in seiner Klasse waren zwar eigentlich ganz nett, aber nachmittags zusammen gespielt hatten sie noch nie. Nenad schaute sich um und suchte den Hauseingang von gestern. Irgendwie fand er, dass diese alle gleich aussahen. Außerdem waren viele Menschen unterwegs. Männer mit Hunden, Frauen mit Taschen, Leute mit einem Telefon am Ohr, Kinder, die sich laut etwas erzählten. Da hörte er Emma. Sie erzählte Noah und einem anderen Mädchen laut etwas über ihre Hausaufgaben und wedelte dabei wild mit den Armen in der Luft herum. Nenad musste etwas grinsen als er sie sah und rief: „Emma! Noah! Hallo!“ Noah hob den Arm und winkte ihm zu. Nenad lief rüber und erkannte hinter den drei Kindern auch den Hauseingang, den er eben noch gesucht hatte. Sie begrüßten sich und die Mädchen liefen vor in den Innenhof. Noah und Nenad trabten hinterher und Noah erzählte Nenad irgendwas von seinem neuen Spielzeugboot und das er es ganz schnell testen wolle. Die zwei Jungen blieben stehen und befanden sich genau in der Mitte des Hofes. Nenad fiel auf, wie grün der Hof war. Eine große Rasenfläche nahm den Hauptteil des Hofes ein. Ein oder zwei Holzbänke standen am Rand und ein Mann mit einem langen schwarzen

Kleid unterhielt sich mit einer älteren Frau. Sie lachten und schienen die Kinder gar nicht zu bemerken. Etwas weiter im Hof stand ein Pavillon. Er war aus dunklem Holz und seine Bretter waren fast komplett umwachsen mit grünem Efeu. Noah hielt Nenad ein Boot aus Papier vor die Nase: „Das ist deins. Es braucht noch einen Namen.“ Nenad nahm das Boot und setzte es aufs Wasser: „Ich nenne es *Ahaqueen Blue!*“ Noah musste lachen und sagte: „Ach, ist Ahaquee das, wovon du gestern schon erzählt hast? Sag mal, was war das nochmal für eine Aufgabe?“ Nenad war zwar etwas erstaunt über Noahs Lachen, aber er erzählte ihm erneut von seiner Aufgabe. Dieses Mal fragte Noah nicht nach den Ältesten. Er lachte kurz und sagte dann einfach nur: „Also braucht ihr einen Ort, an dem ihr sein könnt. Da, wo du dann deine Halskette bekommst und dein Ekadings machen kannst.“ „Ehaqu“, verbesserte Nenad, „aber ja. Sowas brauchen wir. Und ich soll diesen Ort finden. Dabei finde ich nicht mal allein nach Hause.“ Er stupste sein Boot an und ließ es im Wasser treiben. Noah hingegen stand auf und lief hinüber zu dem Mann im schwarzen Kleid. Beide sprachen miteinander und kurz darauf kamen beide zum Brunnen gelaufen. Nenad war ein bisschen perplex. Hatte Noah ihm denn nicht zugehört oder war es zu langweilig mit ihm zu spielen? Dann standen Noah und der Mann am Brunnen: „Ich bin Pastor Teuerkauf und du bist Nenad, wie ich gehört habe.“ Nenad nickte. „Dann erzähl mir doch auch mal von dieser Aufgabe und woher du eigentlich kommst.“ Ganz wohl fühlte sich Nenad nicht, dieser Mann trug schließlich ein Kleid. Das war vielleicht wieder etwas Typisches für die Deutschen. Wichtige Männer trugen wohl Kleider. Obwohl Nenad sich fragte, ob dieser Mann überhaupt wichtig war. Wieder zwang sich Nenad aus seinen Gedanken zurück und begann noch einmal zu erzählen. Er erklärte, dass er die Aufgabe unbedingt erfüllen musste. Er musste einen positiven Beitrag leisten, für seine Familie und die Gemeinschaft der Ahaqu. Nur dann bekäme er seine Tropfenhalskette. Der Pastor hörte Nenad gespannt zu. Ab und an zuckte eine Falte über sein Gesicht, Nenad dachte sich, dass auch dieser Mann ihn nicht

richtig verstand. Da sich aber schnell wieder Entspannung auf seinem Gesicht ausbreitete, lag es dieses Mal eventuell wirklich nur an seiner Aussprache. Pastor Teuerkauf wollte von Nenad alles über den Fluss der Energie wissen und darüber, was sich nach seiner Energiemündigung für ihn ändern würde. Nenad erzählte ihm alles, was er wusste. Es war ja kein Geheimnis, was das Ehaqu bedeutete. Nenad dachte daran, wie es sein würde. Er würde in einer feierlichen Zeremonie von den Ältesten die neue Tropfenkette für den Hals bekommen. Er erklärte dem Pastor so gut er konnte, dass er nach der Energiemündigung neue Aufgaben übernehmen durfte, dass er dann ganz bewusst positive Energie geben konnte. Zuerst wurde bei der Energiezeremonie seine Aufgabe gewürdigt. Die Ältesten erzählten den anderen Ahaqu, worin genau die individuelle Aufgabe für den Einzelnen bestanden hatte und dann erzählte man selbst, wie man das Problem gelöst hatte. Die anderen Ahaqu konnten anschließend Fragen stellen oder ihre Bewunderung ausdrücken. Es war wie ein Gespräch zu Hause mit der Familie, nur eben mit allen Ahaqu, entspannt und respektvoll. Danach sangen sie alle zusammen und die Quellenschwestern tröpfelten dabei kleine Wassertropfen über die Handgelenke des nun mündigen Ahaqu. Pastor Teuerkauf fragte an dieser Stelle nochmals genauer nach, warum man geweihtes Wasser über die Hände bekam und ob man somit ein Erwachsener sei. Nenad nickte schnell mit dem Kopf. Mündige Mitglieder der Ahaquee galten zugleich als erwachsen. Die Tropfen, welche über die Handgelenke liefen, symbolisierten, dass die Handlungen des Ahaqu, der seine Aufgabe positiv erfüllt hatte, von nun an in den Aquee, also den Urstrom der Energie, flossen. Dann versuchte er zu erklären, dass man ebenso lernte, wie genau man diese Energie ehrte und wie man danach leben sollte. Vor seinem Ehaqu versuchte man das selbstverständlich auch, aber da galt man noch als Kind. Energieverschwendungen, etwa das Anlügen der Eltern oder ein unnötiger Streit mit den Geschwistern, wurden noch als kindlicher Fehler gezählt. Als vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft musste man sein Handeln jedoch danach ausrich-

ten, was das Beste für die Gemeinde ist. Und mit der erfüllten Aufgabe bestätigte man, dass man verstanden hatte, dass es im Leben nie nur um sich selbst ging, sondern immer auch um andere Menschen. Nenad war sich nicht sicher, ob er alles so ausdrücken konnte, wie er es meinte. Aber er hatte das Gefühl, der Mann verstand ihn. Er erzählte ihm und Noah deshalb auch, wie wichtig es für ihn war, einen geeigneten Ort für alle zu finden. Dass er das alles so vermisste, mit allen in der Grotte zu singen und einfach nur dort zu sein. Als er fertig war, fühlte er sich völlig erschlagen und sein Kopf war ganz schwer.

Pastor Teuerkauf nahm einen Kugelschreiber aus einer Tasche in seinem Kleid und ein Blatt Papier. Er schrieb etwas darauf, faltete das Papier zusammen und gab es Nenad. „Ich habe dir meinen Namen und die Telefonnummer meines Büros aufgeschrieben. Gib das deinen Eltern oder euren Ältesten und sag ihnen, du hättest vielleicht einen Ort oder zumindest sowas ähnliches wie eine Grotte gefunden, wo du dein Ehaqu feiern kannst. Ich weiß nicht, ob er euren Vorstellungen genau entspricht und es euch dort gefällt.“ Nenad war sprachlos und brachte nur ein leises „Was?“ hervor. Der Pastor sprach weiter: „Aber eure Ältesten sollten ihn sich unbedingt anschauen. Ich erinnere mich an ein altes Schwimmbad am Rande der Stadt. Ich meine mich zu erinnern, dass es dort sogar einen kleinen Steinbrunnen gab.“ Tausend Gedanken schossen Nenad wie Blitze durch den Kopf. Alles schien sich zu überschlagen. Noah klopfte ihm auf die Schulter: „Nenad? Was ist denn? Das ist doch gut, oder?“ Dann sprudelte es aus Nenad heraus: „Ja!“, rief er, „das ist gut, das ist sehr gut! Danke Herr ... Danke. Ich bringe die Telefonnummer sofort zu den Ältesten. Jetzt gleich.“ Nenad sprang vom Brunnen auf und rannte über den Rasen so schnell er nur konnte. Die Freude überkam ihn so schnell, wie der Wind an ihm vorbeizog. Er hatte seine Aufgabe erfüllt. Der Mann, er wusste etwas von einem Raum. Nenad würde sein Ehaqu feiern können und dürfte endlich Verantwortung übernehmen. Er würde das Aquee mit seiner Tat positiv verstärken, denn er hätte nicht nur sich, sondern auch seiner Gemeinde geholfen.

Als Nenad im Hauseingang angekommen war blieb er stehen, drehte sich schnell noch einmal um und rief: „Danke, Noah! Bis morgen!“ Als er die Straße entlangrannte merkte er gar nicht, wie ihm eine große Träne über die Wange ran. Er hatte nun das Gefühl, alles wäre wieder im Fluss. Ganz so, wie es sein sollte.

Wollt ihr mehr wissen?

I) Wie Nenad Freunde findet, steht in „Sagen dürfen“ und „Neue Freunde und Geschenke“.

II) Nenad spricht davon, dass er durch seine Ehaqu neue Rechte und Pflichten innerhalb seiner Religionsgemeinschaft erwirbt. Grundzüge der Religion der Ahaqu werden in „Ruhetag“ beschrieben.

III) In „Gute Brücke“ erfahrt ihr noch mehr darüber, was Nenad und seiner Familie an der Lebensweise der Deutschen ungewohnt und fremd ist.

Aufgaben:

1) Erklärt mit eigenen Worten, welche Aufgabe Nenad zu erfüllen hat und warum ihm die Ältesten diese Aufgabe gestellt haben.

2) Erfasst in einer Tabelle die Rechte und Pflichten, die sich aus der Ehaqu für Nenad ergeben. Überlegt, welche Bedeutung der Ehaqu für Nenad haben könnte.

3) Erforscht die Rituale zur Aufnahme in die Religionsgemeinschaft in anderen Religionen und vergleicht diese miteinander. Ihr könnt dazu eine kleine Ausstellung mit Texten, Bildern und Gegenständen gestalten, Vorträge vorbereiten oder auch kleine Filme drehen.

Diskutiert abschließend, ob Nenad mit der Aufnahme in die Religionsgemeinschaft auch erwachsen ist.

*** Was heißt es eigentlich, *erwachsen* zu sein? Und bedeutet *Religionsmündigkeit* dasselbe wie *Erwachsensein*?



Patrick Tolxdorf

ZIGARETTEN UND HONIG

„Beschäftigungsbedingungsprüfung“... Was zum Großen Strom ist eine Be-schäf-ti-gungs-be-ding-ungs-prü-fung? Was für ein Wort – was für ein deutsches Wort! Immer dann, wenn man meint, nun endlich beherrscht man diese Sprache halbwegs, kommt ein Satz wie „Bis kommende Woche führen wir eine Beschäftigungsbedingungsprüfung durch.“ Dieser Satz kam aus dem Mund von Frau Kleinschewski-Silberhain, meiner Sachbearbeiterin im Jobcenter – auch so etwas typisch Deutsches. Wieso heißt man so? Und warum heißt man freiwillig so? Zum Glück ist Frau Klein-schew-ski-sil-ber-hain aber sehr nett... Ansonsten würde sie es mir wohl sehr übel nehmen, dass ich es nach Monaten und Termin um Termin noch immer nicht hinbekomme, ihren Namen auch nur einmal komplett richtig von der Zunge zu bekommen.

Aber es gibt Wichtigeres als deutsche Wortmonster. Zum Beispiel, dass Nenad in einem Monat sein Ehaqu hat und dann endlich als Erwachsener in der Gemeinde betrachtet wird! Ich bin so froh, dass mittlerweile alle in Neustadt sind! So kann mein Bruder den Auftrag, den jeder Ahaqu kurz vor seiner Zeremonie bekommt, in der Gemeinde erfüllen, in der er ab sofort leben wird. Sonst hätte er das in einem dieser Lager machen

müssen... Zum Glück hat alles noch geklappt mit der „Fa-mi-li-en-zu-sam-men-füh-rung“, dem „Fa-mi-li-en-nach-zug“ von „Fa-mi-li-en-an-ge-hö-ri-gen“ – was für Wörter! Aber: Was für wunderschöne Wörter! Wunderschöne deutsche Wortmonster!

Wir müssen noch so viel erledigen. Hoffentlich entscheiden sich die Ältesten für Nenads Idee, eine alte Schwimmhalle als Grotte zu nutzen... Sie haben Nenad ganz schön was zugemutet mit dem Finden einer neuen Grotte. Was für eine Aufgabe! Ich musste damals nach einem Sturm nur einen neuen Tschabaum für die Gemeinde pflanzen! Aber es stimmt schon: Ohne Grotte keine Energiemündigung, für niemanden mehr. Das ist der Nachteil daran, dass Nenad seine Mündigung in einer so neuen Gemeinde hat. Er ist nun der erste von uns Ahaqu in Neustadt mit einem Auftrag zu diesem besonderen Fest. Wenn er es aber schafft, wenn sich die Ältesten also für seinen Vorschlag entscheiden, dann hat er tatsächlich etwas Großes für die Gemeinde geleistet!

Da ist schon das Haus.

Erster Stock: Hier wohnt die Frau, die dauernd mit ihren vielen Katzen spricht. Ihr Sohn sitzt auch manchmal im Jobcenter, er sieht eigentlich ganz nett aus, dafür, dass seine Mutter etwas schräg ist. Zweiter Stock: Wieder dieser herrliche Duft nach Kuchen und Plätzchen! Mama sollte hier dringend mal klingeln und Nachhilfestunden im Backen nehmen! Dritter Stock: Langsam geht mir die Puste aus. Hier wohnen die zwei Frauen, von denen Mama sagt, dass sie ein Paar sind. Zuerst waren wir etwas verwundert. In unserem anderen Zuhause war es – vorsichtig ausgedrückt – mindestens ungewöhnlich, dass zwei Frauen offen zusammenleben. Kann man das eigentlich so sagen? „Anderes Zuhause“? In unserem richtigen Zuhause. Nein, das wäre unfair – vielleicht unser „erstes Zuhause“? Ja, das passt. Jedenfalls war es in unserem ersten Zuhause nicht gerade üblich. Solche Dinge gab es eher im Geheimen. Es gab da einen entfernten Onkel, der sich selbst als überzeugten Junggesellen bezeichnete und mit seinem besten Freund zusammenlebte. Das sorgte immer mal wieder für Getuschel. Hier ist das anders. Es gibt sogar

Gesetze, die es gestatten, dass reine Frauen- oder Männerpaare zusammenleben dürfen. Letztendlich ist es mir aber egal, wer sich liebt. Beide Frauen sind sehr nett. Eine ist sogar schwanger. Wie genau das funktioniert hat, ist mir allerdings unklar. Ist das bei deutschen Frauen irgendwie anders mit...? Wie auch immer. Sie haben mich jedenfalls neulich schon gefragt, ob ich vielleicht mal auf das Kind aufpassen würde, wenn es da ist. Ich würde dafür dann auch Geld bekommen. Da ich dringend etwas zu tun brauche, irgendeine Aufgabe, habe ich sofort zugesagt. Immer in dieser engen Wohnung, immer alle zusammengedrängt – das zermürbt manchmal. Und etwas dazuverdienen wäre auch nicht schlecht!

So, vierter Stock: Unsere Wohnung... Beim Strom, diese Treppen! Was würde ich für einen Fahrstuhl geben. Jetzt nur schnell alles in den Flur werfen und dann schnell zu...

Irgendwas stimmt nicht. Kein Duft nach viel zu lang Gebratenem, kein Geschrei von Yasha, keine liebe Umarmung von Mutter, die gehetzt schon wieder gleichzeitig kocht, putzt und Spielsachen sucht, kein strenger, irgendwie auch stolzer, von oben bis unten musternder Blick von Vater. Nicht einmal Avrons dicker Kater war zu sehen. Stattdessen liegt ein schwerer Geruch von Zigarettenqualm in der Wohnung. Haben wir Besuch? Kann nicht sein, es ist nicht das kleinste Geräusch zu hören. Es ist nicht einfach nur still. Es ist, als wäre die ganze Wohnung in zähen, dickflüssigen Honig getaucht, welcher nichts durchlässt und alles schluckt. Zäher, zigarettenqualmdampfender Honig... Ich fühle mich wie ein Eindringling, gehe vorsichtig den Flur hinauf, um ja kein Geräusch zu erzeugen. Gehe, schleiche, schwebe bis zur ersten offenen Tür und blicke vorsichtig in den Raum, welchen ich für die Küche halte. Ob es sich wirklich um die Küche handelt, kann ich nicht wirklich sagen. Der dichte Qualm lässt mich die Augen kaum länger als einen Moment offenhalten. Doch da: Der Umriss einer Gestalt! Vater steht mit dem Rücken zu mir. Er blickt aus dem Fenster. Hinter ihm auf dem Tisch steht eine Tasse, über und über voll mit Resten von Zigaretten. Vater hat doch aufgehört mit dem

Rauchen...Ich traue mich kaum, einen weiteren Schritt zu gehen, geschweige denn, etwas zu sagen. Plötzlich dreht er sich um. Als er mich ansieht ist mir sofort klar, dass etwas Furchtbares passiert sein musste. Etwas wirklich Furchtbares. Es ist nicht so, dass Vater geweint hätte. Niemals würde er weinen. Vater ist kein Fels in der Brandung – er ist vielmehr ein ganzes Gebirge: Kühl, schroff, allem überlegen, manchmal verächtlich herablassend, immer schützend, immer ehrlich. Es lag an der Art und Weise, wie er zuvor aus dem Fenster blickte, wie er mit dem Rücken zu mir stand, wie er sich umdrehte, an seiner Zigarette zog, die schon längst bis zum Filter hinuntergeraucht war. Wie er mich jetzt ansieht.

Ich hatte ihn nur ein einziges Mal so erlebt. In unserem ersten Zuhause, nachdem der Horror dort losging und die Feuchtigkeit die Ernten verderben ließ. Dann bekamen wir nachts die ersten Besuche von diesen Männern... Männer, mit denen Vater sich so sehr stritt, dass Mutter uns lieber mitten in der Nacht aus dem Haus schickte, als uns zuhören zu lassen. Wir hörten natürlich trotzdem alles, auch wenn wir den Inhalt nicht wirklich verstanden...Außer natürlich das wilde Fluchen von Vater. Nenad konnte sich kaum zusammenreißen und kicherte trotz meines tadelnden Blickes unentwegt. Etwas von dem drohenden Ernst verstand ich wegen des ungewöhnlichen Verhaltens unserer Eltern bereits damals. Irgendwie ging es um den „Wahren Strom“, von dem die Ahaqu angeblich abgewichen sind und zu dem wir alle zurück sollten und dass es deswegen so viel regnet...Das alles war, als Vater und Mutter beschlossen, dass wir gehen, nach Deutschland, nach Neustadt, an den Boxdamm zu Onkel Avron.

Jetzt sieht Vater so aus wie damals, kurz bevor wir gingen. Kurz vor dem großen, unendlich langen Weg. Er sieht aus wie damals, als Oma zu uns sagte, dass sie weder mit- noch nachkommen werde nach Deutschland. Sie sagte, dass sie ihr Leben lang an diesem einen Ort, unserem ersten Zuhause, verbracht hatte, nie woanders gewesen sei und deshalb auch jetzt nicht weggehen werde. Vater versuchte damals lange und mit allen Mitteln, Oma umzustimmen. Sie meinte nur, dass ihr weder

das Wasser, welches in immer unaussprechlicheren Mengen vom Himmel fiel, etwas antun würde, noch die Männer, die uns immer häufiger nachts besuchten und mit denen Vater so sehr stritt. Damals hat Vater genauso auf mich gewirkt wie jetzt am Küchenfenster. Eine Ausstrahlung der völligen Hilflosigkeit, der innerlichen Gebrochenheit, des Ergebens und Aufgebens ohne echten Kampf, dem Gegner von Beginn an chancenlos unterlegen...

Da durchfuhr es mich! Bei der Erinnerung an das Ende des alten und den Beginn des neuen Lebens, der Erinnerung an Vaters tiefe Verzweiflung über die Entscheidung seiner Mutter wurde mir klar, was geschehen ist. Vater brauchte nichts mehr zu sagen. Alles in meinem Körper, jedes noch so kleine Organ war nun spürbar. Bis ins Ohrläppchen hinein merkte ich jeden einzelnen Herzschlag, konnte spüren, wie das Herz mit jeder Bewegung in Wellen Blut durch meine Adern pumpte. Jedes einzelne Haar stellte sich auf. Es wurde eng in mir, in meinem Körper, in meiner Haut, als würde ich selbst nicht mehr in mich hineinpassen. Als wäre meine Hülle der Kokon einer Raupe, welcher zu klein wird, aufplatzt und das zarte, verletzliche Innere ungeschützt preisgibt. Plötzlich war es nicht mehr ruhig. Das Pochen meines Herzens, das tiefe Einatmen meines Vaters, nachdem er an der schon lange aufgerauchten Zigarette zog, das knartsende Geräusch einer Holzdielen in der Wohnung über uns, das Schleudern einer Waschmaschine irgendwo im Haus, das Gurren der Taube, die im Baum vor unserem Balkon ihr Nest hat, die Sirene eines weit entfernt vorbeifahrenden Polizeiautos – der Lärm um mich herum war kaum noch auszuhalten. Der zähe, zigarettenqualmdampfende Honig verwandelte sich in klarste, kalte Bergluft, die unumwunden, ungefiltert alles durchdringen lässt. Ich falle durch den Boden der Wohnung, an den beiden Frauen unter uns vorbei, alle vier Stockwerke hinunter und noch weiter, falle durch den Keller, durch den Erdboden, tiefer und tiefer bis ich durch die ganze Erde hindurch, auf der anderen Seite hinaus und noch weiter in den Himmel,

bis ins All hineinstürze... Vater musste nichts sagen, niemand musste etwas sagen – niemand wagte, etwas zu sagen.

Oma war gestorben.

Als ich wieder einen klaren Gedanken fassen kann und begreife, dass ich noch immer in der Küche stehe, ist Vater weg. Ich bin allein. Wann ist er an mir vorbeigegangen? Nun merke ich wieder, wie sehr meine Augen brennen... Wie viel hat Vater nur geraucht? Verdammt, hat er einfach die ganze Schachtel auf einmal angezündet? Als ich das Fenster weit öffne, sehe ich, wie die dichten Rauchschwaden nach oben abziehen und dafür frische Luft unten am Fenster in den Raum strömt.

Luft. Atmen. Wasser! Ich brauche Wasser! Mein Hals!

Als ich das kalte Leitungswasser meine Kehle herunterlaufen spüre, beruhige ich mich etwas. Ich muss mir nur vergegenwärtigen, was Vater mir seit klein auf erzählt: Jeder Mensch wird im Wasser geboren, umspült von den Segnungen, Glückwünschen und der Energie der Vordenen – und jeder Mensch geht nach seinem Tod wieder ins Wasser, zurück in die Umarmung der Ahnen, der Urenergie, des Urstroms. Oma ist nun wieder Teil dieses Stroms. Sie ist ein Ganzes mit all denen, die vor ihr waren und die vor ihr gingen... Mit Opa, ihren Eltern, ihren Freunden. Der Gedanke hat etwas sehr Beruhigendes. Meine Atmung wird flacher, mein Gesicht entspannt sich, mein ganzer Körper scheint wieder mir zu gehören.

Eine Bestattung bei den Ahaqu ist nicht zwangsläufig nur traurig. Sie macht auch Mut. Die Vorstellung, wie Oma von den Frauen der Gemeinde gewaschen und mit duftendem Öl eingerieben wird. Wie sie friedlich in dem eigens zu diesem Anlass genähten Kleid aus verschiedenen Lagen von Stoffen über das Wasser treibt, während die vielen Tropfsteine an Armband und Kette – einer für jedes Lebensjahr – das Licht der Sonne wild in alle Richtungen blitzen lassen. Um sie herum Blüten und Kerzen in kleinen Holzbötchen. Langsam wird sie eins mit dem Wasser, kehrt zurück in die liebevolle Umarmung des Stroms. Die ganze Gemeinde steht bis zu den Knien im Wasser, darum bemüht, von den planschenden Kindern nicht allzu nass gespritzt zu werden.

Sie singen die alten Lieder von den ersten Menschen, die, verfolgt von etwas unaussprechbar Schrecklichem, ins Meer stürzten und, statt zu ertrinken, eins mit ihm wurden. Sie verschlangen das Böse in einer gewaltigen Flut und gaben ihre Energie an ihre Nachkommen weiter, über welche sie fortan wachten. Zu jeder Beerdigung wiederholt sich symbolisch dieses Urereignis. An welchem Fluss oder See man Oma wohl bestattet hat?

... Auf einen Schlag ist der kurze Moment der Ruhe und des Friedens vorbei. Die Kehle schnürt sich erneut zu. Mir wird klar, warum Vater nicht in der Küche bleiben konnte, warum er meine Anwesenheit nicht ertragen hat, warum er die Anwesenheit von niemandem erträgt. Wie soll Oma wieder eins werden mit dem Strom? Wer soll Oma nach unseren Traditionen bestatten? Es sind ja alle gegangen...

Wollt ihr mehr wissen?

- I) Avron erklärt in „Achtet alles Existierende“, was Energie für die Ahaqu bedeutet.
- II) Über die Ursachen der Flucht lest ihr mehr in der Geschichte „Verlaufen“.
- III) In „Herzenswärme“ erfahrt ihr mehr über Junas Leben und ihre Jobsuche.

Aufgaben

- 1) Beschreibt die Bestattungszeremonie der Ahaqu.
- 2) Erläutert Junas Aussage, dass eine Bestattung bei den Ahaqu auch Mut macht. Formuliert eine eigene Position dazu und diskutiert sie mit anderen.
- 3) Bestattungen werden in den verschiedenen Kulturen sehr unterschiedlich vorgenommen. Erforscht in Gruppen Bestattungsrituale in anderen Kulturen und Religionen. Findet heraus, wie die Bestattungen vorgenommen werden und sucht nach Erklärungen für die verschiedenen Bräuche. Unterscheidet dabei nach religiösen, kulturellen und gesellschaftlichen Gründen.

Stellt euch vor, die Ahaqu wollen eine Bestattung nach traditionellem Brauch in Deutschland durchführen. Auf welche Probleme könnten sie stoßen?

*** Was ist eigentlich *Kultur* und in welchem Zusammenhang stehen *Kultur* und *Religion*?



Anne Luther

ACHTET ALLES EXISTIERENDE

„Achtet alles Existierende!“

Interview mit Avron M., einem Ahaqu auf Klimaschutzmission

Von Pauline Suter

Mir begegnet Avron am Samstagnachmittag auf dem Antonplatz. Anlässlich der Weltklimakonferenz in Paris haben sich etwa dreitausend Menschen versammelt, um für Ressourcen- und Klimaschutz zu demonstrieren. Bunte Plakate und Prospekte tanzen über den Köpfen der Menge, auf denen steht *Wir kennen den Wert des Wassers nicht, solange die Quelle nicht ausgetrocknet ist oder Es gibt keinen Planet B*. Ein Pappschild fällt mir sofort auf. *Achtet alles Existierende, denn alles ist Energie*. Irgendwie unverständlich. Ich befrage den Mann, der sich hinter dem Plakat verbirgt:

Herr Avron M., warum sind Sie heute hier?

Avron M.: Ich bin vor allem aus religiösen Gründen heute auf der Demonstration.

Religiöse Gründe? Wie passen die zum Klimaschutz?

Avron M.: Natürlich empöre ich mich wie die meisten hier über die Ausbeutung der Natur durch die reichen Länder dieser Erde:

Es ist schlimm, dass durch den verschwenderischen Umgang mit natürlichen Ressourcen in Europa und den USA Menschen in anderen Teilen der Erde Lebensgrundlagen wie beispielsweise Trinkwasser entrissen werden oder sie ihre Heimat verlassen müssen, da ihnen das Wasser buchstäblich bis zum Hals steht.

Ich habe das selbst erlebt in meinem Heimatland: In den letzten zehn Jahren haben sich dort die Regenfälle und Unwetter derart gehäuft, dass ich mit meiner Familie vor den Überschwemmungen fliehen musste. Ich bin deswegen sehr froh, heute hier in Deutschland zu sein und gegen die Verursachung der schlimmen Lage in meinem Heimatland demonstrieren zu können. Denn auch das Demonstrieren war zuletzt nicht möglich, weil die Regierung brutal mit militärischen Mitteln gegen Demonstranten vorgegangen ist. Zum Glück ist das in Deutschland nicht erlaubt!

Sie sind also vor den Klimaveränderungen in Ihrer Heimat und den daraus resultierenden Unruhen geflohen. Ich würde trotzdem gern noch einmal auf die angesprochenen religiösen Gründe zurückkommen. Wie passen die zum Klimaschutz?

Avron M.: Für mich ist die Ressourcenverschwendung nicht nur ein Verbrechen an der Natur mit katastrophalen Auswirkungen auf die Menschheit, sondern auch ein Verstoß gegen eine wichtige Grundüberzeugung meiner Religion.

Ist so auch ihr Plakat zu verstehen? „Achtet alles Existierende, denn alles ist Energie“.

Avron M.: Ja. In diesem Spruch wird ein Grundsatz deutlich, der für uns Ahaqu sehr wichtig ist. Wir betrachten alles Existierende als Teil einer großen Energie, die wir Aquee nennen. Für uns ist es sehr wichtig, in unserem irdischen Leben behutsam und achtungsvoll mit der Natur umzugehen. Daher stellt jeder unnötige Verbrauch natürlicher Ressourcen eine Minimierung der Energie dar.

Aquee. Energie. Das klingt schon sehr esoterisch. Wie kann ich mir das genau vorstellen?

Avron M.: Im Grunde nehmen wir an, dass alles von der Energie Aquee durchdrungen ist. Dies wird besonders deutlich bei dem Element Wasser. Es spielt eine wichtige Rolle in unserer Religion, denn für uns liegt der Urbeginn der Welt in der Quelle, aus der Aquee entsprungen ist.

Wasser ist die Grundlage des Lebens auf der Erde. Ohne Wasser wäre kein Leben möglich, denn alle Lebewesen benötigen es zum Leben. Die Tiere und die Menschen. Aber auch die Pflanzen. Allein der Mensch besteht zu über 70 Prozent aus Wasser. In diesem lebenserhaltenden und alldurchdringenden Wesen des Wassers drückt sich für uns Aquee besonders deutlich aus. Deshalb versuchen wir auch, Wasser besonders sparsam und sorgfältig zu verwenden.

Das heißt, Wasser und Abwasser ist nicht das Gleiche? Durch einen übermäßigen Verbrauch wird die Wassermenge insgesamt doch nicht weniger, sie verteilt sich nur anders...

Avron M.: Im Prinzip gibt es noch dieselbe Wassermenge wie zu Urzeiten. Doch das Problem ist, dass durch Dünge- und Pflanzenschutzmittel und industrielle Abwässer das nutzbare Wasser zunehmend verschmutzt wird und deshalb für Tiere und Menschen nicht mehr zur Verfügung steht. Die lebenserhaltende Kraft des Wassers wird dadurch minimiert.

Das heißt, je weniger Potenzial zum Leben im Wasser steckt, desto geringer die Energie?

Avron M.: Ja, auf der Ebene des Wassers ist das so zu verstehen: Wenn die lebensspendende Kraft schwindet, dann ist Aquee nicht so stark.

Gibt es noch andere Ebenen als die Ebene des Wassers?

Avron M.: Neben dieser physikalisch messbaren Verschmutzung ist für uns Ahaqu vor allem die Handlung an sich zu ver-

urteilen. Wenn ein Mensch sich bewusst ist, dass durch sein Handeln das Wasser verunreinigt oder unnötig verbraucht wird, dann wird auch dadurch Aquee minimiert, denn in diesem Moment verstößt der Mensch gegen eine wichtige Handlungsmaxime des Glaubens der Ahaqu, die da lautet: Verstärke Aquee!

Die Handlung ist also nur dann zu verurteilen, wenn sie in vollem Bewusstsein der Verschwendung geschieht? Das scheint mir eine willkommene Lücke für Ausreden zu sein...

Avron M.: Sie sprechen einen wichtigen Punkt an! Auf den ersten Blick scheint das so zu sein. Aber denken Sie nur an Kinder oder Menschen mit geistiger Behinderung, die die Konsequenzen ihrer Handlungen nicht immer begreifen können! Deren Handlungen sind nicht von der Absicht der Verschwendung oder Verschmutzung geleitet. Hier wird Aquee nur auf der physikalischen Ebene vermindert. Wenn denn Kinder überhaupt schon in der Lage sind, Umweltsünden in dieser Größenordnung zu begehen...

Zu den Ausreden: Wir Ahaqu glauben an keine externe strafende Instanz. Jeder muss seine Taten vor seinem Gewissen verantworten. Einer, der versucht, Ausreden zu finden, weiß im Grunde ja, dass er falsch gehandelt hat.

Eine letzte Frage habe ich noch: Ab wann kann Ihrer Meinung nach von einem ‚unnötigen Gebrauch‘ des Wassers die Rede sein? Wenn ich zu lange dusche? Oder schon, wenn ich die Spülstopp-taste nicht drücke? Oder sollten wir uns nicht lieber vermehrt für Kompostklos einsetzen, um Wasser zu sparen?

Avron M.: Hier kann ich Ihnen leider keine einfache und eindeutige Antwort geben. Natürlich ist streng genommen das absichtliche Nicht-Betätigen der Spülstopp-taste eine Handlung, die Aquee vermindert. Aber Sie wissen so gut wie ich, wie schnell dies im Alltag geschieht, ohne dass dies so gewollt war. Und, noch strenger genommen, müsste jeder Ahaqu sich um Technologien bemühen, die noch weniger Wasser verbrauchen als herkömmliche Toiletten, wie etwa ein Kompostklo...

Hier muss man sich fragen, in welcher Strenge und Radikalität die Religion ausgelegt wird. Inwiefern eben allgemeine Grundsätze in Situationen gelten, die so in der Geschichte der Menschheit noch nicht dagewesen sind und die eine neue Deutung der Grundsätze verlangen. Darüber sind wir – wie Gläubige anderer Religionen auch – immer wieder im Gespräch miteinander. Für mich ganz persönlich ist auch das Engagement hier auf der Demonstration eine Handlung, die Aquee verstärkt...

Vielen Dank für das Gespräch, Herr Avron M.

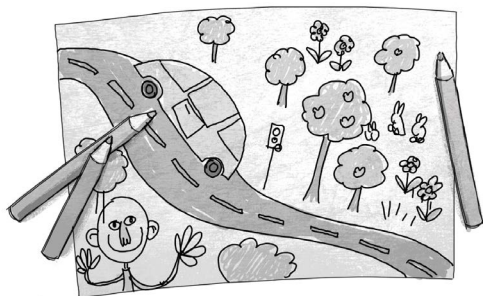
Wollt ihr mehr wissen?

- I) Mehr über die Energie könnt ihr in „Zigaretten und Honig“ lesen.
- II) In „Verlaufen“ kann man etwas über die Fluchtgründe der Familie erfahren.
- III) Eine Zusammenfassung wichtiger Grundzüge der Religion Ahaquee bietet die Geschichte „Ruhetag“.

Aufgaben:

- 1) Welche Gründe hat Avron, sich an der Demonstration zu beteiligen?
- 2) Erläutert den Zusammenhang von Wasser und Energie im religiösen Verständnis Avrons.
- 3) Informiert euch über die letzte Weltklimakonferenz. Recherchiert, wie Länder auf verschiedenen Kontinenten der Erde von klimatischen Veränderungen betroffen sind. Diskutiert mögliche Zusammenhänge von Klimaveränderungen und Flucht.

*** Was ist eigentlich das *Gewissen*?



Christina Flügel

GUTE BRÜCKE

„Heute haben wir gebastelt und Yasha hat prima mitgemacht. Zuerst hat er nicht ganz verstanden, was ich meinte als ich ihn bat, nicht über den Rand zu zeichnen, aber nachdem ich es ihm vorge-macht habe, ging es fast wie von allein.“ Entgeistert schaut Malia Susanne, die Erzieherin, an. Sie war so froh, dass ihr jüngster Sohn endlich unter Gleichgesinnte kam und einen der begehrten Kindergartenplätze erhielt. Seitdem wirkte er ausgeglichener und ab und an huschte ihm sogar ein Lächeln über sein junges Gesicht. Während seines Krankenhausaufenthaltes hatte er ständig nach dem Kindergarten gefragt und es war ein Glück, dass er nun soweit genesen war, dass er diesen wieder täglich besuchen konnte. Die Gesellschaft gleichaltriger Kinder, das unbeschwerte Spielen und der festgelegte Tagesrhythmus – all das hatte ihm bisher in Deutschland gefehlt. Er war viel ernster als die anderen Jungen in seinem Alter. Die vorangegangenen Erlebnisse hatten auch in ihm Spuren hinterlassen. Umso wichtiger war es, dass er nun – endlich! – wieder einmal Kind sein konnte. Genau deshalb war Malia auch penibel darauf bedacht alles daran zu setzen, dass Yasha seinen Kindergartenplatz auch behielt. *„Die Deutschen sind pünktlich und halten sich an Regeln und Gesetze. Sie sind nicht flexibel und warten nicht gerne“*, sagte

Avron ständig. Sie konnte das gar nicht verstehen, raubte dieser Drang nach Pünktlichkeit den Menschen doch die Möglichkeit, noch einmal vom Weg abzustreifen, vielleicht ein längst überfälliges Gespräch mit der lieben Nachbarin zu führen oder einfach nur in Ruhe mit Bedacht zum Ziel zu gelangen. Nicht eine Minute hatte sie Yasha je zu spät in den Kindergarten gebracht und keine Sekunde nach der vereinbarten Zeit erschien sie, um ihn abzuholen und nun sagte die Erzieherin etwas von „zeichnen“ und „ging allein“. Was hatte das zu bedeuten? Was hatte Yasha nur angestellt? Hatte er etwas beschmiert? War sie doch zu spät und er sollte künftig alleine gehen? Wieso ist Juna ausgerechnet heute nicht dabei? Ihre Übersetzungshilfe ist wirklich unersetzbar! Malia stand der Schrecken ins Gesicht geschrieben. Dies bemerkte nicht nur die Erzieherin, die sich nach ihren zugegebenermaßen achtlos schnell gesprochenen Sätzen der kleinen Josefine zuwandte, um ihr die Schuhe zuzubinden, sondern auch Josefines Mutter, die daneben stand. Mit ihrem riesigen Schwangerschaftsbauch war es ihr einfach nicht möglich, sich zu ihrer Tochter hinunterzubeugen.

„Entschuldigung, es tut leid...“, stammelte Malia entsetzt. Es waren die ersten Vokabeln, die ihr so schnell einfielen. Josefines Mutter berührte sie beschwichtigend am Ellenbogen und lächelte sie freundlich an: „Alles in Ordnung! OK. OKAY? Yasha hat gut ge-zeich-net.“ Dazu hob sie ihren linken Daumen und imitierte mit der rechten Hand eine Zeichenbewegung. Malia verstand. Erleichterung machte sich in ihr breit. Auch die Erzieherin Susanne, der dieses Missverständnis schrecklich leid tat, wiederholte ihre anfängliche Aussage noch einmal in anderen Worten und – noch viel wichtiger – deutlich langsamer. Nun lachten alle drei. Während Susanne sich schon wieder anderen Kindern zuwenden musste, standen die beiden Frauen noch vor dem Eingang. „Danke“, sagte Malia. Sie blickte auf den großen Bauch von Josefines Mutter, legte ihre linke Hand auf die linke Schulter der schwangeren Frau, lächelte sie an und sagte: „Gute Brücke!“

Verdutzt schaute Josefines Mutter ihr in die Augen. „Ähm, äh danke!“ Sie drehte sich um, nahm ihre Tochter an die Hand und ging. Nach ein paar Schritten hielt sie inne, drehte sich noch einmal um und blickte dabei nicht weniger verwirrt als zuvor. Schließlich ging sie mit ihrer Tochter ihres Weges. Malia war verunsichert. Hatte sie etwas Falsches gesagt? Josefines Mutter schien sie nicht verstanden zu haben. Dabei hatte sie sich bemüht, den Ahaqueebi auf Deutsch zu sagen. Ahaqueebi – wie lange war es her, dass sie ihn zuletzt ausgesprochen hatte. *Ahaqueebi maloun be nam*. Damit wünscht man den Frauen, die gerade ein Kind unter ihrem Herzen tragen, für ihren Gang über das Wasser Kraft und Glück. Der Gang über das Wasser. So viele Jahre war er bei ihr nun schon her, dieser erhabene Moment, als die Frauen sie zum letzten Mal zur Brücke neben der Grotte begleiteten. Das efeuberankte Gelände war, ebenso wie die gesamte Grotte, mit Lilien geschmückt. Die Frauen hatten sich solche Mühe gegeben. Es waren weiße Lilien, deren Duft, vermischt mit der kühlen Frühlingsluft, einen unvergesslichen Geruch verströmten, den sie auf immer mit ihrem dritten und letzten Ahaqueebi verbinden würde. Überhaupt, die Lilien. Wie hatte sie sich gefreut, als sie auch hier welche in einem Blumenladen entdeckt hatte. Kaum zu glauben, dass sie in diesem Land vor allem mit dem Tod assoziiert werden sollten, während sie dort, wo einst ihre Heimat war, für das pure Leben stehen. Das Leben. Josefines Mutter musste außer sich sein vor Glück. Bei den Ahaquee gilt eine Schwangerschaft als ein gesegneter Umstand, als etwas so besonders Schützenswertes, dass die schwangeren Frauen von allen sehr bedächtig behandelt werden. So ist es wichtig, sich möglichst nicht mit einer Frau, die ein Kind in sich trägt, zu streiten. Die Energie, die ihren Körper durchströmt, soll möglichst nicht mit negativen Dingen wie Streit und Ärger aufgeladen werden, um dem heranwachsenden Kind nur Gutes mit auf seinem Weg in das Leben zu geben. Wenn die Frau die ersten Bewegungen des Kindes spürt, dann ist die Zeit gekommen für ihren Gang über das Wasser. Dem

Glauben folgend, dass Wasser heilig ist und die Energie trägt, ist Wasser Schöpfung.

„Am Anfang war die heilige Quelle. Sie speist die Erde mit ihrer Energie, mit Ahaquee. Alles, was auf der Erde gedeiht, was entstanden und gewachsen ist, was Leben schenkt, trägt die Energie, trägt Ahaquee in sich. Es ist im Blut der Menschen und Tiere, in den Wolken, im Nebel, im Tau, in den Pflanzen, in der Liebe, in der Freude, in der Erde und im Wasser. Durch die guten Taten im Leben angereichert, geht die Energie, das Ahaquee, nach dem Tod in den einen großen Lebensstrom über, aus dem sich alles schöpft. Und aus dem Lebensstrom geht Energie in neues Leben über, welches die Welt bereichern wird. So wird die Welt im Gleichgewicht gehalten und Ahaquee, die gute Macht, trägt uns, schützt uns und leitet uns.“

In jeder Grotte der Ahaqu waren diese Worte zu finden. Und auch in der neuen Grotte, die Nenad für alle gefunden hatte, hatte jemand dafür gesorgt, dass diese Worte, gerahmt in Holz, an der Wand hingen. Der Raum, besser gesagt das „Provisorium“, welches sie zunächst hier vorgefunden hatten, bevor Nenad als besondere Aufgabe für seine Ehaqu den neuen Raum für sie fand, war zu Beginn eine herbe Enttäuschung gewesen, an die sie sich nur langsam gewöhnen konnte. Sie hatte sich auf der langen Flucht so sehr nach einem Ort gesehnt, der ihrer Grotte in der Heimat ähnlich war. Ein Raum, in dem sie zur Ruhe kommen und ganz bei sich sein konnte, in dem sie Kraft und Energie tanken und die Gemeinschaft der Ahaqu genießen konnte. Bei der Erinnerung an die Worte in der Grotte, ja überhaupt an die Grotte in ihrer Heimat, machte sich ein wohlrig warmes Gefühl in Malia breit. Ihre Erinnerungen an die Grotte und an ihre drei Ahaqueebis waren nicht nur Erinnerungen an ihr Zuhause, sondern auch Gedanken an ein anmutiges Ritual, ein wunderschönes Fest und eine unvergleichliche Freude, die sie jedes Mal dabei empfinden durfte. Sie wusste noch genau, wie aufgeregt sie war, als sie zur Ahamé, der ältesten Frau ihrer Gemeinschaft, ging, um ihr von den ersten Bewegungen des Kindes zu berichten. Als sie damals die Grotte betrat, lä-

chelte die Ahamé sie nur an und nickte wissend. Am darauffolgenden Tag war es so weit. Wie in ihrer Gemeinschaft üblich, versammelten sich alle in der Grotte. Sie war wunderschön geschmückt mit weißen Lilien. Die Frauen, die noch keine Kinder hatten, begleiteten sie hinaus. Langsam und bedächtig schritten sie gemeinsam zur Brücke neben der Grotte. Mit ihrer Energie und Kraft begleiteten die Frauen sie bis zum Wasser. Über die Brücke schritt sie allein. Sie blieb in der Mitte stehen und blickte langsam auf das Wasser hinunter. Es war so klar und bahnte sich seinen Weg flussabwärts. Ahaquee. Sie spürte die Energie, sie spürte ihr Kind und es fühlte sich an, als wäre ein Schleier von ihren Augen verschwunden. Plötzlich machte alles Sinn. Der Kreislauf, diese Energie. Das Vergehen und Entstehen. Ende und Neubeginn. Sie musste an ihre Tante denken. Viel zu früh war sie verstorben. Als sie in ihren schönsten Kleidern in der friedlichen Zeremonie dem Wasser zurück übergeben wurde, konnte sie zunächst nicht begreifen, wie dieser Verlust ein Teil des ewigen Kreislaufs sein sollte. Doch als sie nun, Jahre später, auf der Brücke stand, da wusste sie: Ein Stück der alten Energie ist auch in der neuen enthalten. Lächelnd wendete sie sich der anderen Seite der Brücke zu. Dort wartete die Ahamé und hinter ihr die Frauen aus der Gemeinschaft, die bereits ein Kind geboren hatten. Sie nahmen sie freudig in Empfang und führten sie, nachdem sie alle umarmt hatten, zurück in die Grotte. Dort wartete Jaro. Liebevoll nahm auch er sie in den Arm und streichelte ihren Bauch. Dann übergab er ihr, wie es die Tradition verlangte, ein kleines Lederband. Wie oft hatte sie zuvor der Ahaqueebi einer anderen Frau beigewohnt und diese immer nur bis zur Brücke begleiten dürfen! Wie oft hatte sie sich ausgemalt, wie es sein würde, selbst über diese Brücke schreiten zu dürfen, von den Müttern in Empfang genommen zu werden und das Lederband in den Händen halten zu dürfen! Ganz fest hielt sie es und schwor sich, es zu verwahren wie ihr kostbarstes Gut, bis das Kind geboren war. Sie band es sich um ihr Handgelenk, um es dann, nachdem ihr Kind das Licht der Welt erblickt hatte, weiterzugeben. So machten es die meisten Frauen in der Ge-

meinschaft. Bei jeder Schwangerschaft war dies ein besonderer Moment und bei allen drei Kindern waren Malia und ihr Mann übergücklich, als sie dem Kind das Lederband für den ersten Tropfenanhänger, welchen der Mann für sein Kind zur Geburt fertigt, anlegen konnten. Sie vermisste das Ritual. Sie vermisste es, auf der anderen Seite der Brücke zu stehen und als Mutter die schwangeren Frauen in der Gemeinschaft in Empfang zu nehmen. Sie vermisste die unverhoffte Nachricht, dass am morgigen Abend eine Ahaqueebi stattfindet. Die hektischen Verabredungen mit den anderen Frauen, um die Grotte feierlich herzurichten. Das festliche Essen danach. Die stolzen Blicke der werdenden Mutter. So einen Blick hatte sie hier bisher von keiner Schwangeren gesehen. Überhaupt schien es hier anders zu sein mit den werdenden Müttern. Ab und an sah sie eine im Kindergarten. Gesprochen hatte sie bis zum heutigen Tag noch mit keiner. Doch immer, wenn sie einen Blick auf die Handgelenke der Schwangeren erhaschen konnte, dann vermisste sie dort ein Lederband. Bei keiner einzigen hatte sie bisher eins...

„Mama, los! Nach Hause!...Mama! Hörst du nicht?“ Malia war so in ihrer Erinnerung versunken, dass ihr gar nicht aufgefallen war, dass sie noch immer, mittlerweile milde lächelnd, vor dem Eingang des Kindergartens stand. Yasha wurde langsam ungeduldig und zog an ihrer Hand. Es war beeindruckend, wie scheinbar spielend leicht er diese neue, für sie so schwere Sprache erlernte. Tag für Tag brachte er ihr auf dem Heimweg neue Wörter bei. Zugegebenermaßen hatten er und seine Geschwister sie längst überflügelt. Wenn es ihr doch nur so leicht fallen würde wie den Kindern! Dann hätte sie Josefines Mutter fragen können, weshalb sie so überrascht schaute. Viel wichtiger noch: Dann hätte sie ihr erzählen können, wie die Lebenssegnung, die Ahaqueebi, in diesem Land vollzogen wird. Sie hätte erfahren können, ob es dieses oder ein ähnliches Ritual hier in Deutschland auch gibt. Malia dachte an diesem Tag noch lange über die Begegnung mit Josefines Mutter nach. Am Abend, als Yasha längst im Bett war, holte sie aus ihrem Schrank eine kleine Metallkiste hervor, eine der wenigen Dinge,

die sie aus ihrer Heimat mitgenommen hatte. In ihr waren Fotos ihrer lieben Verwandten, von denen sie nun so weit entfernt lebten, Kinderfotos von Juna, Nenad und Yasha und – danach hatte sie gesucht – Bilder ihrer Ahaqueebi. Damals war sie mit Yasha schwanger. Gedankenversunken sah sie auf das Foto. Es zeigte sie, wie sie auf der geschmückten Brücke steht und ins Wasser sieht. Vor der Brücke standen die anderen Frauen, die sie dorthin begleitet hatten. Hinter der Brücke warteten neben der Ahamé die Mütter und Großmütter der Gemeinschaft. Wie sehr die meisten von ihnen lächelten, war ihr damals gar nicht aufgefallen. Wie schön die Wasserperlen auf ihrem Kleid in der Sonne glänzten! Es schmerzte sie, dass sie es nicht mit nach Deutschland hatte nehmen können. Juna kam und setzte sich zu ihr. Sie liebte es, Geschichten über die Ahaqueebi zu hören. Malia erinnerte sich, wie gebannt ihre Tochter als junges Mädchen die Zeremonie beobachtet hatte. Damals war es nicht leicht für sie zu verstehen, dass sie ihrer Mutter nicht über die Brücke folgen konnte. Noch nicht. Würde sie es jemals können? Der Gedanke daran, dass Juna diese wunderbare Tradition hier nicht erleben könnte, versetzte ihrem Herzen einen Stich. Sie musste es bewahren! Sie musste dafür sorgen, dass es nicht vergessen wird.

Ihre Begegnung mit Josefines Mutter fiel ihr wieder ein. Sie erzählte ihrer Tochter davon. Juna musste lachen. In der letzten Zeit hatte ihre Tochter viel Zeit in der Stadt verbracht und war dabei mit verschiedenen Leuten in Kontakt gekommen, doch wie sie berichtete, waren die Einwohner von Neustadt nicht mit der Religion der Ahaqu und ihren Bräuchen vertraut. Und bei allem, was sie bisher von ihnen erfahren hatte, schien ihr Bewusstsein für Ahaquee nicht sonderlich ausgeprägt zu sein. Wie sollte es auch? Ihre Religion war in diesen Teilen Europas so gut wie nicht verbreitet. Kein Wunder, dass Josefines Mutter so irritiert war über Malias Äußerung. Zumal Juna ihr nun schmunzelnd erklärte, dass ihre Formulierung wenig aufschlussreich für Josefines Mutter gewesen sein muss.

Josefines Mutter sprach Malia am darauffolgenden Nachmittag vor dem Kindergarten an. Den ganzen Nachmittag hatte sie

darüber gegrübelt, was mit „Gute Brücke“ gemeint sein könnte. Sie war gespannt und hatte gehofft, Malia an diesem Tag danach fragen zu können. Wie gut, dass Juna sie heute begleitete, denn das machte den Austausch um einiges einfacher. Schüchtern holte Malia aus ihrem Portemonnaie ein Foto hervor und gab es Josefines Mutter vorsichtig in die Hand. Daran, wie Malia es hielt, konnte Josefines Mutter sehen, wie wichtig ihr dieses Bild sein musste. Es zeigte eine Gruppe von sieben Frauen, die an einer Brücke standen, die über einen kleinen Fluss führte. Der umgebenden Natur nach zu urteilen, musste das Bild im Frühling entstanden sein. Die Sonne schien zwischen den Ästen der Bäume der Umgebung hindurch. Die Frauen waren festlich gekleidet und auch die Brücke selbst war mit weißen Lilien geschmückt. Auf ihr stand eine einzige Frau. Unter ihrem wunderschönen, mit Perlen bestickten Kleid zeichnete sich ein kleiner Bauch ab. Bedächtig schien diese Frau aufs Wasser zu schauen. Im Hintergrund säumten bestimmt zwanzig andere Frauen das Ufer. Sie schienen auf sie zu warten. Was für ein Bild! Doch was hatte das zu bedeuten? Was genau passierte dort? Fragend blickte sie zunächst Juna und dann Malia an, die sie freundlich anlächelte. „Gute Brücke ist der Versuch einer Übersetzung. *Ahaqueebi maloun be nam*. Damit wünscht man den Frauen, die gerade ein Kind unter ihrem Herzen tragen, für ihren Gang über das Wasser Kraft und Glück“, sagte Juna. Der Gang über die Brücke. Josefines Mutter begriff nicht ganz, was damit gemeint war, als Malias Tochter zu erklären begann. „... und so erlangen die Kinder der Ahaqu ihr erstes Lederband“, schloss Juna gerade, als Josefines Mutter bemerkte, dass ihre Tochter und Yasha sich langsam alleine auf den Heimweg machen wollten. Sie hatten sich wahrlich lange genug gedulden müssen. Josefines Mutter hätte Junas und Malias Erzählungen noch ewig lauschen können, so fremd und gleichzeitig spannend kamen sie ihr vor. Doch fürs erste musste sie nachdenken. Über Ahaquee, über das Wasser, welches für sie eine ganz andere, banalere Bedeutung hat und über das Leben, was in ihr wuchs. Denn so, wie Malia es ihr mit Junas Hilfe gerade geschildert hatte, hatte sie die Sache noch nie gesehen.

Wollt ihr mehr wissen?

I) Über Malia erfahrt ihr mehr in „Zu Hause“ und „Eine Sqwiza für Yasha“.

II) „Gute Brücke“ beschreibt den Beginn des Lebens aus Sicht der Ahaqu; über das Ende des Lebens erfahrt ihr etwas in „Zigaretten und Honig“.

III) Vorurteile, Klischees und Konflikte thematisiert auch die Geschichte „Sagen dürfen“.

Aufgaben:

1) Erklärt den Begriff Ahaqueebi.

2) Erläutert, worin das Missverständnis zwischen Malia und Josefines Mutter besteht und wie es dazu kam.

3) In jeder Religion gibt es einen Schöpfungsmythos. Findet heraus, was ein Schöpfungsmythos ist und beschreibt dann den Schöpfungsmythos der Ahaqu. Recherchiert Schöpfungsmythen anderer Religionen, stellt sie euch gegenseitig vor und vergleicht sie mit dem Schöpfungsmythos der Ahaqu. Benennt Gemeinsamkeiten und Unterschiede.

*** Was ist eigentlich ein *Ritual*?



Linn Schulz

RUHETAG

BRRRRRRRRRRRR!!!!

Es dröhnt in meinem Kopf.

BRRRRRRRRRR!!!

Ich reiße vor Schreck meine Augen auf und habe das Gefühl, dass mein Bett aufgrund der Erschütterung bebt.

BRRRRRRRRRR!!!!

Nun stehe ich förmlich im Bett und springe auf, um nach der Ursache dieses ohrenbetäubenden Geräusches zu forschen.

Und wieder:

BRRRRRRRR!! Gefolgt von einem: **POCKPOCKPOCK!!!**

Ich blicke nach oben und merke, dass dieses grausame Geräusch, das mich aus meinem Tiefschlaf gerissen hat, aus der Decke kommt. Onkel Avrons Wohnung hat sehr dünne Wände und man hört so schon jeden einzelnen Schritt von Herrn Brinkmann, seinem Nachbarn. Und das an einem Montag. Schon wieder!

Ich lasse mich zurückfallen und halte mir die Ohren zu. Mein Bett besteht eigentlich nur aus einer Matratze, die im winzigen Arbeitszimmer von Onkel Avron liegt, genauer unter seinem Schreibtisch. Das ist dennoch sehr gemütlich und ich fühle

mich wie in einer Höhle. Aber nun ist es ganz und gar nicht mehr gemütlich!

Das erinnert mich an meinen ersten Montag hier in Neustadt bei Onkel Avron vor etwas mehr als einem Jahr. Mama und meine beiden Brüder waren noch auf dem Weg zu uns. Jeden Tag dachten wir an sie. Und gerade auf den ersten Ruhetag hatten mein Vater und ich uns gefreut, damit wir nach dem langen Weg hierher neue Energie schöpfen konnten:

Damals dröhnte es auch....

...BRRRRRRRR!!! POCKPOCKPOCK!!!

Ich lief in den Flur und sah schon Papa aus dem Wohnzimmer stürmen. Er rief:

„Was ist das für ein entsetzlicher Lärm? Das kann ja wohl nicht wahr sein!“

BRRRRRRRR!!! POCKPOCKPOCK!!!

Nur mit dem Morgenmantel bekleidet riss er die Tür auf und verschwand im Hausflur. Ich hörte es poltern. So hatte ich ihn noch nie erlebt. Er war doch sonst die Ruhe in Person.

Während mein Vater die Treppe hochlief um nachzuschauen, wer oder was den Krach verursachte, ging ich zu Onkel Avrons Schlafzimmer. Ich öffnete ohne anzuklopfen seine Tür. Sein Schlafzimmer ähnelte eher einem Kleiderschrank. Unsere wenigen Habseligkeiten waren hier verteilt, da es einfach zu wenig Platz in der Wohnung gab. Mein Onkel lag jedoch seelenruhig in den Kleiderbergen und schnarchte lautstark, was den schrecklichen Lärm fast übertönte. Wie konnte er bei diesem schrecklichen Geräusch nur schlafen? Auf Zehenspitzen schlich ich mich an ihn heran. Als ich direkt neben ihm stand bemerkte ich, dass ihm lustige bunte Stecker aus den Ohren wuchsen. Ich zerrte ungeduldig an Onkel Avrons Pyjama: „Wach auf!“ schrie ich ihm ins Ohr.

BRRRRRRR!!! BRRRRR!!! POCKPOCKPOCK!!!

Durch mein Schütteln wachte Onkel Avron auf und schaute mich verdutzt an. „Was machst du in meinem Schlafzimmer? Heute ist doch unser Ruhetag, da wird man doch wohl ausschlafen dürfen?“, grummelte er.

„Hörst du das denn nicht?“, rief ich nun lauter, um das Brummen aus der Decke zu übertönen. Aber Onkel Avron schien mich gar nicht zu registrieren. „Der Krach soll aufhören!“, rief ich noch lauter und hielt mir dabei die Ohren zu.

BRRRRRRR!!! BRRRRR!!! BRRRRRRR!!! POCKPOCK-POCK!!!

Nun zupfte sich Onkel Avron die bunten Schaumstoffstecker aus seinen Ohren: „Na sag mal, Juna, hast du denn keine Ohrstöpsel? Habe ich bei dem Trubel tatsächlich vergessen, euch welche zu geben?“, schimpfte er. „Hier kennt man unseren Ruhetag nicht und deswegen schlafe ich am Montag immer mit diesen Ohrstöpseln. Damit hört man nichts und ich kann in Ruhe ausschlafen. Wir gehen nachher gleich zum Drogeriemarkt und besorgen euch welche.“ Ich trat derweil ungeduldig von einem Fuß auf den anderen: „Los, wir müssen zu Papa! Er ist nach oben gelaufen.“ Wir liefen in den Hausflur. Da sahen wir Papa, der mit dem Nachbarn diskutierte. Es war eine Diskussion mit Händen und Füßen. Herr Brinkmann stand in einem blauen Overall da und war über und über mit Staub bedeckt. Als er unseren Onkel erblickte, atmete er erleichtert auf: „Avron, was ist denn hier los? Kann man denn nicht mal in Ruhe neue Leitungen verlegen? Ich hab dir doch erzählt, dass die alten Aluleitungen mir fast die ganze Bude abgefackelt haben. Da kommen jetzt neue Kupferleitungen rein.“ Unser Onkel lachte: „Du Harry, das tut mir wirklich leid. Aber du weißt doch, mein Bruder Jaro und meine Nichte Juna wohnen vorübergehend bei mir. Heute ist unser wöchentlicher Ruhetag, das weißt du doch.“

Herr Brinkmann schnaubte: „Na, dann besorg mal Ohrstöpsel für die beiden. Das geht noch ein paar Montage so.“

Vater schaute ungläubig zwischen Herrn Brinkmann und unserem Onkel hin und her. „Komm“, sagte Onkel Avron zu meinem Vater, „wir frühstücken erst einmal.“

Der Gedanke an das Frühstück reißt mich aus meinen Erinnerungen. Ich stehe auf und gehe in die Küche. Da höre ich bereits meine beiden Brüder miteinander zanken. Wahrscheinlich hat Yasha wieder Nenad irgendetwas weggenommen. In

Onkel Avrons Küche ist nicht viel Platz und es stehen nur wenige Möbel darin. Lediglich eine Spüle, ein Backofen und ein Kühlschrank. Auf der anderen Seite der Küche steht ein kleiner Tisch mit zwei Stühlen. Als wir noch nicht bei ihm wohnen, saß auf dem zweiten Stuhl immer sein dicker Kater. Meine beiden Brüder sitzen nun auf einer Decke auf dem Boden und streiten sich um ein Spielzeug. Unsere Mutter bereitet den Tee für uns zu. Onkel Avron kramt im Kühlschrank und trägt alles zusammen, was man für ein Frühstück benötigt. Mein Vater steht angelehnt am Fensterbrett und versucht, über den Lärm hinweg eine deutsche Zeitung zu lesen. Es sind die „Neustädter Neuesten Nachrichten“. Ich geselle mich zu meinem Vater und er rutscht beiseite, damit ich mehr Platz habe. Von der Seite kann ich einen Blick in die Zeitung werfen und entdecke einen Beitrag über eine Demonstration. Die Überschrift lautet: „Achtet alles Existierende! Ein Interview mit Avron M., einem Ahaqu auf Klimaschutzmission.“

Mein Vater scheint gerade den Artikel entdeckt zu haben, denn er sagt ganz aufgeregt: „Avron, sieh nur! Das Interview mit dir wurde gedruckt.“ „Das ist ja großartig!“, erwidert Onkel Avron und ergängt: „Ich hoffe, dass wir unseren Standpunkt auf der Demonstration überzeugend darstellen konnten.“ Onkel Avron beginnt, den Artikel laut vorzulesen.

Inzwischen hat jeder einen Platz in der Küche gefunden. Dem Kater gefällt das Ganze gar nicht und er verzieht sich in das Schlafzimmer. Ich kann ihn verstehen. Es ist doch sehr beengt in Onkel Avrons Dreizimmerwohnung. Oft ist es laut, wenn wir uns alle gleichzeitig in der Küche aufhalten. Doch zu Tagesbeginn, wenn jeder für sich Aquee anbetet, wird es für einen Moment ganz still.

Ich erinnere mich an die Situation vor einem Jahr. Damals erklärte Onkel Avron meinem Vater und mir, warum an unserem Ruhetag es hier so gar nicht ruhig ist: „Bei uns ist der Montag der wöchentliche Ruhetag. Hierzulande hingegen ist es der Sonntag. Am Sonntag haben die Geschäfte und Ämter, die Ärzte und Apotheken geschlossen. Im Notfall kann man ins Kran-

kenhaus oder zur Notfallapotheke gehen. Da das Christentum Deutschland so geprägt hat wie das Ahaquee unsere Heimat, finden sich heute noch viele christliche Bräuche im Alltag, auch wenn viele Menschen nicht mehr dem Christentum angehören. Nach dem christlichen Schöpfungsmythos schuf Gott die Erde und die Lebewesen. Als er damit fertig war, ruhte er einen Tag lang aus. Daraus ging der Sonntag als wöchentlicher Feiertag hervor.“ Mit einer Frage schloss Avron seinen kleinen Vortrag: „Wie hast du denn den Montag in unserer Heimat verbracht, Juna?“ fragte er und schaute mich neugierig an.

„Für mich ist der Ruhetag schon immer etwas Besonderes“, antwortete ich: „An diesem Tag sollen wir auf unsere Energie achten und so wenig wie möglich davon verbrauchen. Früher sind wir am Ruhetag oft mit der ganzen Familie zur Heiligen Grotte gegangen. Wir füllten unsere Schale mit dem Wasser aus der Grotte und jeder trank einen Schluck. Meine Brüder verzogen dabei immer das Gesicht, denn das Wasser war eisig kalt. Es erfrischte mich und klärte meine Gedanken.“ Ich nippe an meinem heißen Tee und erinnere mich an den Tscha-Tee, den wir immer nach dem gemeinsamen Gebet zu Hause tranken.

Ein lautes Poltern von oben lässt mich aufschrecken und ich schütte meinen Tee auf die Hose meines Vaters. „Pass doch auf!“, ermahnt mich mein Vater. „Nun muss ich mich noch einmal umziehen. So ein Stress am Montagmorgen.“ Unter dem Krach von oben, verlässt er die Küche und lässt mich allein an der Fensterbank zurück. Ich sehe aus dem Fenster und wünsche mir unseren Ruhetag in der alten Heimat zurück. Da gab es weder Lärm noch Stress am Montag. Zum Mittagessen versammelte sich die ganze Familie. Ich freute mich sehr, meine Großeltern, die Tanten und Onkel zu sehen. Unsere Mutter bereitete das aufwendige, traditionelle Shala zu. Bereits am Vortag wurde der Sud angesetzt. Das Shala ist eine Art vegetarischer Eintopf mit vielen verschiedenen Gewürzen, der für die restliche Woche Kraft geben soll. Nach dem Essen musizierten und tanzten wir oft gemeinsam im Wohnzimmer, im Sommer auch oft in unserem Garten.

In unserem neuen Zuhause ist es etwas kompliziert unsere Traditionen fortzuführen, denn der Montag ist in Deutschland ein ganz normaler Wochentag. Nenad ist bis zum Nachmittag in der Schule, Yasha geht in den Kindergarten und mein Vater und Onkel Avron kommen erst recht spät am Abend nach Hause. Das ist auch wieder schön, denn Vater hat seit wenigen Wochen Arbeit in der kleinen Metallbaufirma, in der auch Onkel Avron arbeitet. Für den wöchentlichen Ruhetag ist es aber ein Problem.

„Juna, Juna!“ höre ich meine Mutter rufen. „Hör auf zu träumen, wir müssen doch um zehn beim Amt sein.“

Einen Termin an einem anderen Tag zu bekommen, war einfach nicht möglich gewesen. Zu groß ist der Andrang auf dem Amt, in das alle Menschen kommen müssen, die einen Antrag stellen wollen. Und Anträge muss man hier für alles stellen! Bis spät in die Nacht hatten wir gemeinsam mit Onkel Avron all die Formulare ausgefüllt, die wir heute vorlegen müssen. Wir sollen endlich eine eigene Wohnung bekommen. Ich bin schon ganz aufgeregt, denn ich werde wieder einmal übersetzen müssen. Noch immer spreche ich die fremde Sprache am besten von uns, doch viele Begriffe auf dem Amt verstehe ich nicht so gut. Manchmal denke ich, die Menschen hinter den Schaltern haben eine eigene deutsche Sprache.

Nach dem Termin will ich mich noch einmal nach einer Arbeit umsehen. Ich brauche endlich eine sinnvolle Beschäftigung. Auf den Abend freue ich mich sehr. Dann werden wieder alle in der Wohnung von Onkel Avron sein und gemeinsam die rituelle Tscha-Zeremonie begehen, die unseren wöchentlichen Ruhetag beschließt. Nenad darf heute zum ersten Mal die Zeremonie eröffnen – ich bin so stolz auf meinen kleinen großen Bruder.

Wollt ihr mehr wissen?

- I) In „Achtet alles Existierende!“ könnt ihr das Interview mit Avron in den „Neustädter Neuesten Nachrichten“ nachlesen.
- II) Warum Nenad heute zum ersten Mal die traditionelle Tscha-Zeremonie eröffnen darf, erfahrt ihr in der Geschichte „Regen“.
- III) Mehr zum Schöpfungsmythos der Ahaqu könnt ihr in „Gute Brücke“ lesen.

Aufgaben:

- 1.) Warum ärgert sich Jaro über den Lärm des Nachbarn am Montagmorgen? Begründet.
- 2.) Der Montag ist der wöchentliche Ruhetag der Ahaqu. Beschreibt, wie der Feiertag in der alten Heimat gefeiert wurde. Erläutert die Schwierigkeiten, den wöchentlichen Ruhetag hier in Deutschland zu begehen und begründet eure Antwort.
- 3.) Recherchiert, welche Religionsgemeinschaften es in eurer Stadt gibt und ob diese auch einen wöchentlichen Feiertag begehen. Bringt in Erfahrung, wie dieser Tag gefeiert und wie der Ablauf begründet wird. Fragt auch danach, ob es Hindernisse und Probleme gibt, die Rituale, Feste und Bräuche zu feiern und wie die Religionsgemeinschaften damit umgehen.

*** Was ist eigentlich ein *Gebet*?



Susanne Lauks

HERZENSWÄRME

Was für ein Gefühl! Ein kurzer Blick reichte und ihre Welt begann sich um ihn zu drehen. Um dieses warme Lächeln. Alles andere war egal. Ihr Körper fühlte sich elektrisiert an, jede Faser in ihr pulsierte. Trafen sich ihre Augen, schien es, als würde ihr Herz einen Schlag aussetzen, nur um danach mit doppelter Kraft weiter zu pochen. Ihr Magen verknotete sich, allein wenn sie an ihn dachte. Von den feuchten Händen ganz zu schweigen. Wenn sie miteinander sprachen, war sie so nervös, dass sich wieder mehr Fehler in ihr besser gewordenen Deutsch einschlichen. Dann musste sie fast wie eine Verrückte kichern. Sie war glücklich. Sie fühlte sich so fröhlich und lebendig, wie schon eine ganze Weile nicht mehr. Vielleicht sogar mehr als jemals zuvor. Als wäre sie irgendwie mehr am Leben. Als wäre sie vollkommen da und er wäre der Anker, der sie daran hinderte, in die dunkleren Gefilde ihrer Seele abzudriften. Dort, wo die Lebendigkeit es schwer hatte, sich den lähmend-düsteren Erinnerungen an die letzten Monate – ja, Jahre! – entgegenzustellen.

Seit sie mit ihrem Vater in Neustadt angekommen war, hatte sich der Schrecken der Wirklichkeit etwas gelegt, doch sein Schatten lag immer noch auf ihr. Mehr noch: war in sie hineingekrochen und hatte sich dort festgesetzt. Neue Probleme ließen

außerdem nicht lange auf sich warten. Die Gefahren der Heimat wurden in Deutschland durch Sorgen um die Daheimgebliebenen ersetzt. Wann würde sie ihre Mutter und ihre Brüder wiedersehen? Wann würden sie nach Deutschland kommen? Dazu mussten sie und ihr Vater sich zunächst um endlos viele Dinge kümmern. Ewig in Schlangen der Ämter anstehen, in denen sie immer wieder Gesichtern begegnete, die aussahen, wie sie sich fühlte. Voller Erschöpfung vom Zurückliegenden und Ungewissheit über das Bevorstehende. Kreuze auf den immer gleich aussehenden Anträgen setzen, die sie nicht verstanden. Die Blicke der Deutschen, die alles andere als ein herzliches Willkommen ausstrahlten und die Erzählungen von den Bränden in den Heimen. Wäre Onkel Avron nicht gewesen, würden sie noch heute in den Wartehallen sitzen. Nur um dann in eine Unterkunft zu kommen, in der sie genauso angstvoll einschlafen musste wie in ihrem alten Zuhause. Da war sie sich sicher. Ihre Mutter und Brüder wären immer noch nicht hier. Wenigstens war das geschafft. Aber die Kraft, welche die Geschehnisse sie gekostet hatte, war noch nicht zurückgekehrt.

Doch jetzt war es anders. Sie war angefüllt mit Energie! Wenn sie bei ihm war, fühlte es sich an, als wäre in ihr die wärmende Sonne aufgegangen, die all die Schatten verbannte und alles um sie herum in seiner Schönheit erstrahlen ließ. Und eines war sicher: Tobi war diese Sonne. Kraftspendend wie der Energiestrom der Ahaqu.

Es begann vor einiger Zeit. Da sie, anders als ihre Brüder, in Deutschland die Schule nicht mehr besuchte, wollte sie eine andere Aufgabe für sich finden. Zuhause hatte sie die letzte Klasse mit passablen Leistungen abgeschlossen. Besonders gut war sie in Englisch. Die Entscheidung fiel schnell, dass sie mit ihrem Vater nach Deutschland reisen sollte, um alles Nötige vorzubereiten und einen Großteil der Verständigung zu übernehmen. Das Wichtigste war jetzt erledigt. Ihre Familie war wieder beisammen und nun konnten sie sich darauf einstellen, für immer in Deutschland zu bleiben. Sie war dankbar dafür, auch wenn sie ihre Heimat noch jeden Tag schmerzlich vermisste. Jeden-

falls die Heimat, die sie von früher kannte. Sie wusste, dass es nun darum ging, Anschluss an das Leben und die Menschen hier zu finden. Sie wollte nützlich sein; gebraucht werden und etwas beitragen.

Seit einiger Zeit ließ sie der Gedanke nicht mehr los, sich einen Job zu suchen. Wie das anzustellen war, wusste sie nicht. Juna hatte nicht wirklich Menschen wie ihre Familie getroffen, die tatsächlich Arbeit gefunden hatten. Sie wollte sich davon nicht entmutigen lassen und hatte einen Termin bei einer Beratungsstelle ausgemacht. Aber der war erst in fünf Wochen. Das hieß mal wieder warten. Das war viel zu lange!

Die Tage, an denen sie nichts zu tun hatte und die meiste Zeit in der überfüllten, kleinen Wohnung ihres Onkels verbrachte, zogen sich wie Kaugummi. Warum also nicht schon mal auf eigene Faust der Enge des Alltags entkommen und sich nach Jobs umhören? Schaden konnte es sicher nicht. Die nächsten Tage schlenderte sie durch die Läden der Innenstadt. Sie hatte bereits verstanden, dass in den Schaufenstern mancher Geschäfte die Zettel mit der Angabe „450 Euro“ bedeuteten, dass eine Aushilfe gesucht wurde. In diese ging sie hinein und sprach die Kassierer und Bedienungen in ihrer Mischung aus gutem Englisch und nicht so gutem Deutsch an. Die Antworten waren überall gleich: Sie solle ihre Bewerbungsunterlagen zuschicken und man melde sich dann bei ihr. Viel Hoffnung könne man ihr aber nicht machen, da sie neben Englisch auch Deutsch gut sprechen können musste.

„Unterlagen“ kannte sie nur zu gut. Immer und immer wieder wurden diese benötigt. Bei allen Behörden und Ämtern und nun auch bei der Jobsuche. Hoffnungslos verließ sie eines der letzten Geschäfte. Frustration machte sich breit. Die Probleme mit ihrer Sprache konnte sie verstehen, aber ihr Deutsch konnte sie schließlich nur verbessern, wenn sie auch die Gelegenheit hatte, mit Deutschen zu reden. Sollte sie nicht einfach nach Hause gehen und den Termin abwarten? Langsam kamen ihr ihre Bemühungen wie reine Energieverschwendung vor. Es war zwecklos – man wollte sie so einfach nicht!

Juna schlug schon fast den Heimweg ein, als das Gefühl, sich nicht geschlagen geben zu wollen, begann, die Selbstzweifel zu übertönen. Sie sollte noch nicht aufgeben. Es würde erst Energieverschwendung sein, wenn sie nicht wirklich alles probiert hätte. Es gab noch einen letzten Laden. Bisher hatte sie ihn gemieden. Es war ein Coffeeshop. Die pure Energie vom lebensspendenden Wasser mit der künstlichen Energie vom Koffein zu überlagern, erschien ihr bereits absurd, ihrem Vater vielleicht sogar wie Blasphemie. Es wäre sicherlich alles andere als einfach ihm zu erklären, dass sie in einem Laden arbeitete, der genau das verkaufte.

Für diese Bedenken war jetzt aber kein Platz. Ihr Wunsch, eine Aufgabe in diesem großen neuen Land zu finden, war größer. Sie musste zumindest einen Anfang machen und ihr Vater musste das verstehen.

Schlussendlich betrat sie den Laden und lief mit festen Schritten zum Tresen, bevor sich ihre Unsicherheit zurückmelden konnte. Sie legte sich wie zuvor die Worte im Kopf zurecht, holte tief Luft und: Sah ihn. Ihn und sein Lächeln.

„Hey, ich bin Tobi, was kann ich für dich tun?“

Was für eine sanfte Stimme er hatte. Und so schöne Augen! Was wollte sie gerade sagen? Ihr fiel es nicht mehr ein, noch nicht mal auf Englisch.

„Oh, you don't speak German, do you? Do you speak English? What would you like to drink? Coffee with milk? To go?“

Natürlich hatte sie ihn verstanden, aber sagen konnte sie immer noch nichts. Nickend starrte sie ihn an.

„What's your name?“

Wenigstens an den konnte sie sich erinnern!

„Juna“

„A really nice name.“

Kurze Zeit später reichte er ihr einen dampfenden Pappbecher über die Theke. Sie nahm ihn in ihre feuchten Hände und merkte gar nicht, wie heiß er war. Es war nichts im Vergleich zu der Temperatur, die ihr Körper in dem Moment zu haben schien.

„Sugar and lids for the cup are over there. Two Euro, please.“

Der Schrecken fuhr ihr in die Glieder. Sie hatte gar kein Geld dabei! Sie war auf Jobsuche und wollte nichts kaufen; schon gar keinen Kaffee. Was sollte sie jetzt tun?

„Entschuldigung. Kein Geld...ich habe nicht bei mir. I am very sorry!“

„Hey, du kannst ja doch ein paar Worte Deutsch! Dann verstehst du bestimmt auch, wenn ich dir sage, dass das jetzt echt nicht cool ist. Das musst du doch vorher gewusst haben.“ Sein Lächeln wich einem Ausdruck der Angestrengtheit. Wie schrecklich peinlich! Sie reichte ihm den Becher zurück über die Theke. Jetzt spürte sie auch, wie heiß er war, da sich ihre Hände auf einmal eiskalt anfühlten. Doch anstatt den Becher zu nehmen, schob Tobi ihre Hand wieder zurück. Seine Berührung erschreckte sie wieder. Seine Finger schienen die gleiche Temperatur wie das Getränk zu haben, aber ganz und gar nicht unangenehm. Die Wärme breitete sich in ihr aus.

Hatte sie sich schon mal so gefühlt? Zumindest so ähnlich: Wie bei ihrem letzten Besuch in der Grotte, in der sie sich beim Liegen in der warmen Quelle mit der Energie der ganzen Welt verbunden gefühlt hatte. Damals war es Geborgenheit; die tiefste innere Ruhe. Wie war das zu verstehen? Sie kannte ihn doch gar nicht! Als er seine Hand zurückzog, fühlte es sich an, als würde er die ganze Wärme aus ihrem Herzen und ihrem Bauch mit sich nehmen. Seine Abwesenheit erschreckte sie noch mehr als die Berührung.

„Den Becher kann ich nicht zurücknehmen, da steht doch schon dein Name drauf.“ Das klang schon wieder wesentlich entspannter. „Ach komm, wir machen da kein Drama draus. Mir ist das auch schon mal passiert. Ich nehme das von meinen Freigetränken. So habe ich dich quasi eingeladen.“ Seine Mundwinkel zuckten nach oben.

„Nein, nein! Ich will bezahlen. Entschuldigung!“

„Lass gut sein, du hast doch eh nichts dabei. Wenn es dir keine Ruhe lässt, kannst du aber übermorgen zur gleichen Zeit

noch mal herkommen. Da habe ich Pause und du kannst mich auf einen Kaffee einladen. Was sagst du dazu?“

„Ja...Ja! Übermorgen. Ich komme!“

Er strahlte wieder, als sie sich umdrehte, um aus dem Laden zu stürzen. Was war da eben passiert? Sie verstand es nicht.

Auf dem Heimweg fühlte sie sich ganz leicht, obwohl ihre Knie die Konsistenz von Pudding angenommen hatten. Erst vor ihrer Haustür fiel ihr auf, dass sie noch immer den Kaffeebecher in der Hand hielt. Sie wollte ihn gar nicht trinken, geschweige denn mit nach oben nehmen. Sie warf ihn in eine Mülltonne, schon fast traurig, den Becher mit seiner Handschrift nicht mehr zu haben.

Es folgten zwei schlaflose Nächte und ein Tag, dessen Stunden so langsam vergingen, als würde jemand heimlich die Uhren immer wieder zurückstellen. Als der Tag endlich gekommen war, musste sie sich zwingen, nicht den ganzen Weg zum Laden zu rennen. Dort angekommen, trat Tobi gerade hinter der Theke hervor.

„Hey Juna! Schön, dich wiederzusehen. Ich dachte schon, du hast es dir anders überlegt. Setz dich. Ich habe gleich zwanzig Minuten Pause. Was möchtest du trinken? Kaffee wie das letzte Mal?“

„Nein, nein. Lieber Tee. Fruit.“ Wenigstens schien ihre Sprache sie heute nicht im Stich zu lassen.

„Alles klar. Ich bin sofort bei dir.“

Juna konnte es nicht fassen. Sie war tatsächlich in diesem Laden und würde gleich mit Tobi die Pause verbringen. Schon war er bei ihr mit zwei dampfenden Tassen in seiner Hand. Alle Probleme dieser Welt schienen unwichtig. Die nächsten zwanzig Minuten vergingen wie im Flug. Ganz anders als die Zeit der letzten Tage.

Sie unterhielten sich über viele Dinge. Wo sie herkam und wie sie das Leben in Deutschland fand. Dass er Abiturient war und gelegentlich in dem Laden jobbte, der seinem Vater gehörte. Es war schön, etwas über das Leben eines anderen zu er-

fahren und nicht wie sonst mit den Gedanken bei den eigenen Problemen festzuhängen.

„Mist, schon so spät. Ich muss zurück an die Arbeit oder mein Vater lässt mich Sonderschichten schieben.“

Ihr war gar nicht aufgefallen, dass seine Pause schon längst vorbei war. Ein Blick auf die Uhr verriet, dass er bereits zehn Minuten überzogen hatte. Ihr wurde bewusst, dass sie gleich gehen musste. Der Gedanke daran ließ sie ganz flau im Magen werden. Geborgenheit, die gleich verschwinden würde. Zuvor wollte sie aber noch ihre Schuld begleichen. Deswegen war sie ja schließlich hergekommen. Sie wühlte hektisch in ihrer Tasche, als er begriff.

„Steck das wieder ein. Die Getränke gehen aufs Haus. Meinem Vater gehört der Laden. Keine Widerrede!“

„Vielen Dank“, war alles, was sie sagen konnte.

„Ach was. Ich gebe dir sogar noch einen aus. Jetzt gleich. Warte noch kurz.“

Kurze Zeit später tauchte er mit einem warmen Pappbecher wieder auf.

„Du brauchst einen Wärmeproviant. Heute ist es wirklich verdammt kalt draußen.“

Er lächelte sie ein letztes Mal schief an und war dann wieder bei der Arbeit, schon den nächsten Kunden bedienend. An der Tür drehte sie sich noch einmal zu ihm und winkte ihm. Er hatte ihr nachgeschaut. In ihrem Kopf wurde es ganz wattig.

Auf dem Heimweg war sie ruhig und gleichzeitig erfüllt von Energie. Das Leben floss durch sie. Fast wie Ahaquee selbst. Was war los mit ihr? Wie konnte seine Gegenwart sie so beleben, wenn er selbst gar nichts von der Energie wusste? Hatte sie ihre Seelenquelle gefunden? Konnte das sein, selbst wenn er kein Ahaqu war? Fühlte er das gleiche? Er war anders zu ihr als andere und schließlich hatte er den Vorschlag gemacht, dass sie noch Mal vorbeikommen sollte. Aber was war sie für ihn, wenn er Seelenquellen nicht kannte? Oma hätte die Antworten auf diese Fragen gekannt. Sie wusste immer alles. Die Erinnerung

versetzte Juna einen Stich. Trauer mischte sich in ihre Gefühle. Nie wieder würde sie bei der weisen Frau Rat suchen können ...

In sich versunken trank sie die heiÙe Schokolade. Erst als sie vor der Haustür war bemerkte Juna die auf dem Becher geschriebene Zahlenfolge. Dort, wo eigentlich ihr Name stehen sollte. Seine Nummer. Sie sollte ihn anrufen. Er mochte sie auch. Sie hatte es sich nicht eingebildet.

Nachdrücklicher als sonst klopfte sie an die Tür. Ihr Vater öffnete. In der Wohnung lebten einfach zu viele Menschen. Nicht jeder konnte seinen eigenen Schlüssel haben.

„Hallo Juna. Komm rein. Was hast du da in der Hand?“

Wie unangenehm! Sofort war ihm der Becher aufgefallen. Er schnappte ihn ihr mit einer schnellen Bewegung aus der Hand. In großem Buchstaben war „Coffee To Go“ zu lesen und natürlich die nicht zu übersehende Nummer. Sie machte sich für die Erklärungen bereit. Er würde nicht locker lassen und sie wollte keine negative Energie durch Lügen erzeugen, auch wenn es ihm nicht sehr gefiel, was sie erzählen würde.

„Das ist ein Pappbecher.“

„Das ist kein einfacher Pappbecher, das ist ein Kaffeebecher! Trinkst du etwa dieses Zeug?“ Seine Stimme klang nach aufsteigender Panik. Das hatte sie nicht erwartet. Die Vorstellung, dass seine Tochter auf einmal Kaffee trinken könnte, schien ihn zutiefst zu erschrecken. So hatte sie ihn noch nie gesehen.

„Nein, das tue ich nicht. Da war heiÙe Schokolade drin. Der Laden nutzt die gleichen Becher für jedes Getränk. Die verkaufen nur hauptsächlich Kaffee.“

„Wie kommst du in so einen Laden?“

„Ich bin während meiner Jobsuche da gewesen. Es war der letzte Laden, in dem ich noch nicht nachgefragt hatte. Aber keine Sorge, ich habe keinen Job dort bekommen, leider.“

„Wie bitte? Warum leider? Was ist mit dir los, Juna? Du hättest Kaffee verkauft! Du hättest bewusst künstliche Energie für Geld an Unwissende ausgegeben. Hast du vergessen, dass wir das niemals machen würden?“ Mit jedem Wort wurde seine

Enttäuschung deutlicher. Aber da war noch mehr. Seine Stirn legte sich in Sorgenfalten.

„Ich weiß das selbst, Papa. Deswegen war es auch der letzte Laden, in den ich hineingegangen bin. Ich wollte unbedingt einen Job haben, aber niemand wollte mich nehmen. Und um ehrlich zu sein, ich würde selbst Kaffee verkaufen. Ich muss ihn ja nicht trinken, aber ich will so gerne Anschluss finden. Ich habe noch niemanden wirklich in meinem Alter kennengelernt, seit ich hier bin. Ich möchte wieder mehr raus. Mir fällt die Decke auf den Kopf!“

„Ich weiß, mein Herz. Es ist schwierig für uns alle. Aber du darfst doch nicht deine Überzeugungen aufgeben, nur, um irgendwo dazuzugehören.“

„Nicht irgendwo, Papa, zu unserer neuen Heimat. Wir haben keine Wahl. Und ich muss dir sagen, es tat mir gut. Ich habe jemanden kennengelernt. Er hat Deutsch mit mir gesprochen.“

Nun war es raus. Aber es war besser so. Ihr Vater hätte die Telefonnummer auf dem Kaffeebecher sowieso nicht mehr lange ignoriert. Der Angriff nach vorne erschien ihr wie die bessere Variante. Und tatsächlich war ihr Vater sprachlos. Sie nutzte das Überraschungsmoment, um zu erklären:

„Tobi. Er arbeitet in dem Laden. Von ihm ist auch die Telefonnummer. Er ist sehr nett.“

„Tobi? Du hast dich noch nie mit einem Jungen getroffen... Kennt er Ahaquee?“

„Nein. Ist das wichtig? Ich finde ihn toll und er scheint mich auch zu mögen. In seiner Gegenwart geht es mir besser als seit Monaten, obwohl ich ihn fast gar nicht kenne. Er gibt mir sehr viel Energie.“

„Er gibt dir Energie? Wie soll das denn gehen, wenn er kein Ahaqu ist?“

„Keine Ahnung. Es fühlt sich an, als wäre er meine Seelenquelle.“

„Juna! Du hast ihn doch gerade erst kennengelernt. Ich möchte wirklich nicht, dass du dir Energie mit ihm teilst. Er scheint dich zu verwirren. Du rennst in Kaffeeläden und redest

von Seelenquellen, ohne dass er ein Ahaqu ist. Er hat doch gar keine Ahnung, worum es geht. Das kann doch gar nicht echt sein! Außerdem habe ich keine Lust darauf, dass Gerede aufkommt. Ein Kaffeeverkäufer! Das zeigt doch nur, wie gering-schätzig er sein muss.“

Seine Stimme wurde lauter, während er sprach. Und jetzt spürte Juna den Ärger auch in sich hochsteigen. Hatte er nicht gehört, was sie eben gesagt hatte? Oder war ihm das egal? Als sie antwortete, war auch ihre Stimme alles andere als ruhig. Sie war ihrem Vater schon immer ähnlicher als ihre beiden Brüder.

„Wieso sollte es nicht echt sein? Es ist wie das pure Ahaquee. Ich spüre es ganz deutlich in Bauch und Herz und überall. Und nur, weil er Kaffee verkauft, macht ihn das zu keinem schlechten Menschen. Er weiß einfach nichts von unseren Regeln. Und ehrlich gesagt erscheinen die mir auch nicht sinnvoll, wenn sie mir den Kontakt zu ihm verbieten.“

Sie wusste, dass der letzte Satz ihn getroffen haben musste. Natürlich waren es seine Regeln, die sie nicht für sinnvoll hielt. Er verschränkte die Arme vor der Brust.

„Das kannst du doch nicht sagen. Es gibt kein Ahaquee mit so einem. Er richtet seine Energie überall hin, nur zu seinem Vergnügen, ohne damit dem Großen Strom nutzen zu wollen.“

Warum war er so stur? „Es ist doch aber egal, ob er davon weiß oder daran glaubt. Den Strom und die Quellen gibt es trotzdem und nicht nur, weil man denkt, dass es so ist. Und jede gute Energie nährt es und jeder kann sie empfangen. Bei ihm ist es so, ich spüre es. Er ist ein guter Mensch. Mehr noch, er ist gut für mich.“

Er zögerte. Man sah es in ihm arbeiten. Hatte er ihr endlich zugehört? Aber er schien nicht einlenken zu wollen.

„Das kann ich mir nicht vorstellen. Was ist, wenn er dir am Ende nur deine Energie raubt, weil er nicht weiß, wie er damit umgehen muss?“

„Und das kann ich mir nicht vorstellen. Mir geht es so gut bei ihm. Wie in der Grotte früher. Zählt das denn gar nichts? Ob

Ahaqu oder nicht. So, wie ich mich jetzt fühle – ist es denn nicht das, worum es immer geht?“

Er erwiderte nichts. Auf einmal schien er nicht mehr wütend. Mit dem Becher in der Hand schaute er sie nachdenklich an.

„Vielleicht“, war das letzte was er sagte. Er gab ihr den Becher zurück und ging in die Küche, um sich einen Tee zu machen.

Wollt ihr mehr wissen?

- I) Über Juna erfahrt ihr mehr in „Zigaretten und Honig“.
- II) Mehr über die Energie könnt ihr in „Gute Brücke“ und „Achtet alles Existierende“ nachlesen.
- III) Wollt ihr mehr über den Vater Jaro erfahren, lest „Zigaretten und Honig“ und „Ruhetag“.

Aufgaben:

- 1) Beschreibt Junas Eindrücke und Gefühle nach ihrer Ankunft.
- 2) „Sollte ich in einem Laden arbeiten, der Kaffee verkauft, obwohl Koffein in unserer Religion verpönt ist und mein Vater das nicht gutheißen würde?“ So könnte eine Frage lauten, die sich Juna während Ihrer Jobsuche stellt. Überlegt euch eine Antwort und verfasst eine E-Mail an Juna.
- 3) Recherchiert das Essensangebot an eurer Schule und findet heraus, ob bei der Menüplanung religiöse Speisevorschriften berücksichtigt werden. Diskutiert anschließend im Klassenverband: Sollten religiöse Speisegebote berücksichtigt werden? Ist das an eurer Schule ausreichend getan? Gibt es Verbesserungsvorschläge? Hieraus kann eine Talkshow entstehen. Zur Vorbereitung könnt ihr in Zeitungen, Nachrichtensendungen und dem Internet zu religiösen Speisevorschriften recherchieren.

GLOSSAR

Ahamé, die [a:hame:]: älteste Frau einer Gemeinschaft von Ahaqu. Sie ist befugt, eine Ahaqueebi zu leiten.

Ahaqu, der/die; Pl. Ahaqu, die [a:hak]: Bezeichnung für einen Menschen, der sich zu der Religion Ahaquee bekennt.

Ahaquee, das [a:haki:]: Name der Religion der Ahaqu.

Ahaqueebi, die [a:haki:bi:]: Fest, das gefeiert wird, nachdem eine Frau während ihrer Schwangerschaft das erste Mal Kindsbewegungen im Bauch gespürt hat. Die schwangere Frau überquert während der Zeremonie eine Brücke und bekommt ein Lederband, das sie tragen wird, bis das Kind geboren ist, um es dann an das Kind weiterzugeben.

Ältesten, die: weise und ehrwürdige alte Ahaqu einer Ahaqueegemeinschaft. Sie leiten zentrale Zeremonien.

Aquee, das [a:ki:]: Zentrale Transzendenz der Religion Ahaquee. Bezeichnet eine positive Energie, die in allem ist, was auf der Erde gedeiht, was entstanden und gewachsen ist und was Leben schenkt. Ihr Urbeginn ist in der Heiligen Quelle begründet.

Ehaqu, das [e:hak]: Initiationsritus/Mündigungsritus, durch welchen ein junger Ahaqu seine Zugehörigkeit zur Religion Ahaquee bestätigt. Nach Vollendung des zwölften Lebensjahres muss ein Ahaqu eine individuelle Aufgabe erfüllen, die ihm die Ältesten stellen. Danach bekommt er während einer feierlichen Zeremonie eine Tropfensteinkette ausgehändigt.

Heilige Grotte, die: ursprünglicher Religionsraum im Heimatland der Ahaqu. Alle anderen Grotten sind dieser ersten nachempfunden.

Heilige Quelle, die: laut dem Schöpfungsmythos (der Ahaqu) entspringt aus ihr Aquee.

Quellenschwester, die: ist ein Dienst der Ahaqu. Sie begleiten und unterstützen Zeremonien der Religion der Ahaqu, zumeist mit Gesängen.

Shala, das [ʃa:lɐ]: Aufwendiger, traditionell vegetarischer Eintopf, der Kraft spenden soll. Er wird meistens einmal in der Woche gemeinsam mit der Familie am Montag gegessen.

Sqwisa, die [skwi:zɐ]: traditionelle Suppe der Ahaqu, die bei Krankheit gereicht wird. Der Überlieferung nach stärkt sie den ausgezehrten und kranken Körper und heilt ihn von innen. Wichtigste Zutat ist das Fleisch eines ganzen Hahnes.

Tonschale; Schale der Energie, die: kleines Gefäß, das mit geweihtem Wasser gefüllt ist und eine schützende Kraft haben soll.

Tropfenstein, der: auch Jahressteine genannt. Die Ahaqu tragen sie zum Zeichen ihrer Religionszugehörigkeit. Jedes Lebensjahr wird durch einen neuen Tropfenstein markiert. Sie werden bis zum zwölften Lebensjahr an einem Lederband um das Handgelenk getragen, nach der Ehaqu an einer Kette um den Hals.

Tscha, das (der) [tʃɐ]: Baum in der Heimat der Ahaqu, zentrales Symbol der Nationalflagge. Seine Blätter werden traditionell vor allem als Tee konsumiert. Auch Tscha-Öl aus dem Harz wird im Alltag vielfach verwendet.

Mutter, Vater, eine erwachsene Tochter, ein schulpflichtiger Sohn und ein Kleinkind müssen aus ihrem Heimatland aufgrund klimatischer Veränderungen fliehen. Sie gehören einer kleinen Religion an, die in Deutschland unbekannt ist. Das Buch „Ankommen“ erzählt in 11 Kurzgeschichten von Konflikten, Missverständnissen und Überraschungen beim Ankommen in der Fremde.



Universitätsverlag Potsdam
ISBN 978-3-86956-368-8

Online



9 783869 563688